



Nr. 3.

Erscheint Sonntags  
und ist in der Post-Zeitungspreliste  
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 19. Oktober.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Aus Gebels Scherzger Tagen. Von Karl Theodor Gaderer. — Jung-Day's Weisen. Von Ota Hanson (Schluß). — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spießhagen (Fortsetzung). — Groß- und Kleinarbeiten I. Von Karl Emil Franzos. — Die erste Entscheidung über das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Bruno Meyer. — Gegen die Peiberte. Von F. M. — Kleine Kritik. — Briefkasten der Redaktion.

## Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von

Hans Hopfen.

✻

(Fortsetzung.)

Sie sah mich mit großen Augen an und schwieg. Ihre Augen waren wunderschön. Mein einzig Licht in der Nacht schien von ihnen auszugehen und in der eindringlichen Kälte mein Blut wohlthätig zu erwärmen.

„Laß mich Deine Hand küssen!“ bat ich.

Sie schüttelte wortlos das Haupt.

Da faßte ich den Fensterflügel gewaltsam an, schob die andere Hand hindurch und griff nach der ihren. Es gab aber ein kleines Geräusch, da ich sie erhaschte.

„Pst!“ machte sie und sah sich ängstlich nach der Zimmerthür um, wie wenn sie Entdeckung befürchtete. Und auch ich hielt den Atem an und kostete nur sanft mit dem nackten Arm unter dem weiten Pelzärmel.

„Geh, geh!“ sagte sie dann, milder, als sie seit Monaten mit mir geredet hatte. „Du hast jetzt Deinen Willen gehabt. So geh, grüß' mir Deine Miß Parker und fahre wohl, fahre hin!“

„Seraphine, glaube mir! Glaube an meine hingebende Liebe! Stelle sie auf die Probe!“

„Du willst es?“

„Ich will!“

„Ernstlich?“

„Mit allem Ernst! Dein Wunsch sei mir Befehl und Dein Befehl Gesetz. Was ich Dir an den Augen absehen kann, soll geschehen, jedem Hindernis zum Trotz! Ich schwör' es Dir!“

Ihre Augen wurden feucht. „Du Güter!“ sagte sie gerührt, wie von Mitleid überwältigt, und das traute Händchen unter dem Pelz drückte meine linke Hand wie Verheißung.

„Glaubst Du mir?“ fragte ich im Innersten beunruhigt.

„Das wird davon abhängen, wie Du meine Proben bestehen wirst.“

„Wirst Du mir gerne glauben?“

„Ich fürcht' es!“ antwortete sie mit einem Blick gegen Himmel.

„Und wirst Du mich dann wieder lieb haben?“

„Ich hoff' es!“ antwortete sie mit einem innigen Blick auf mich.

„Also gilt der Pakt?“

„Er gilt!“ sagte sie und legte beide Hände feierlich auf die meinen.

Ich wollte mich emporheben, um ihre Hände zu küssen. Sie wehrte dem ab, mit entschiedener Gebärde, und flüsterte: „Geh jetzt! Geh unverräumt! Um sechs Uhr wird bei uns auch im Winter das Haus munter. Geh, sei meines Rufes allzeit gewärtig, schlafe süß und träume von der, die Du liebst . . . hoffentlich ist's keine andere als ich . . .“

„Nein, keine andere!“ rief ich.

„Gute Nacht!“ hauchte sie, und das Fenster ging zu, die Gardine sank aus ihren Falten zurück.

Ich konnte mich nicht gleich von der Stelle trennen. Ich meinte, Seraphine müßte mir noch einmal erscheinen. Und richtig! das Fenster ging auch noch einmal auf. Aber die Gardine schob sich nur ganz wenig zur Seite, und ich hörte sie sagen: „Heinrich, geh nicht gerademwegs dahin zurück, wo Du über die Planke hereingestiegen bist. Die Fußspuren im Schnee möchten es verraten, daß einer des Nachts an mein Fenster gekommen ist. Das wär' eine Schande vor den Leuten. Geh zweimal ums Haus herum, hörst Du? und dann auf einem anderen Wege rechts, zu einer anderen Stelle des Gartenzauns. Rechts, bei dem Gurkenbeet, weist Du, kommst Du am bequemsten hinüber.“

„Es schneit, Liebchen,“ sagte ich. „In einer Stunde sind die Fußstapfen ohnehin zugedeckt.“

„Gleichviel!“ hieß es hinter der Gardine vor. „Es kann jede Minute zu schneien aufhören. Und für alle Fälle: ich will es so!“

Das Fenster war zu. Die Nacht wieder ganz wunderstill. Man meinte die Schneeflocken fallen und auf dem weißen Boden zerrieseln zu hören. Und doch schien die Nacht eine Stimme bekommen zu haben und aus allen Ecken und Enden mir das herrische Wort zu wiederholen: Ich will es!

Es war meiner Überzeugung nach ebenso überflüssig, wie es gefährlich war, zweimal ums Haus herumzutrapeln, indem es schon dreiviertel auf sechs schlug. Aber durst' ich's wagen, gleich ihrem ersten Gebote zuwiderzuhandeln, nachdem ich durch mein treuloses Verhalten in der Fremde das Mißtrauen der Geliebten selbst verschuldet hatte!

Ich bekam mich also nicht länger, trollte einmal um den ganzen Bau herum, hörte ein wachsendes Knurren, flog zum zweitenmal im Laufschrift vorüber und hörte ein Klaffen, und als ich davor schleunigst zur Rechten durch die Taxusheden brach, in der Hast eine Scheibe des Gurtenmattbeets in Scherben trat und dann ohne viel Mühe am Spalier über die Planken kletterte, war's, als bellte sich der kleine Köter meiner Verwandten die arme Hundeseele aus dem Leibe und müßte das ganze Haus und die Nachbarschaft alarmieren.

Es kam aber niemand hinter mir her und es begegnete mir niemand in der Straße. Ich fand meinen Stock, ich fand mein Bett unangefochten und schlief ein, unangefochten auch von dem Gedanken, was es denn um so ein Rendezvous sei, daß man darum den Kragen und den Stern darauf und den Ruf seiner Geliebten gefährdet und den unverföhllichen Haß ihrer Herren Eltern, die größten Grobheiten und den schönsten Schnupfen riskiert. Nein, solch ein Gedanke blieb mir fern. Mit einer innigen Befriedigung ohne Gleichen versiel ich in den festen Schlaf der Glücklichen. Ich hatte ihre zürnende Hand versöhnt in der meinigen gehalten, ich hatte ihre Liebe wiedergewonnen, ich war mir sicher, ihre Proben glorreich zu bestehen, und würden sie bedenklicher ausfallen als die Arbeiten des Herakles.

Nichts war natürlicher, als daß der Sohn des Hauses sich am anderen Tag erkundigte, wie der gestrige Ball den Gästen seines Vaters und insbesondere den Damen bekommen sei, und wie sie geruht hätten.

Um die Nachmittagstheestunde verfügte ich mich denn auch in dieselbe Villa, die ich am frühen Morgen mit diebischen Schritten umkreist hatte, und ward arglos mit der größten Freundlichkeit empfangen.

Etwas wie eine Last fiel mir denn doch vom Herzen, als ich die Hoffnung bestätigt fand, daß weder mein Kommen noch mein Gehen vor zwölf Stunden bemerkt worden war.

Nur der infame Köter meiner Angebeteten schnoberte verdächtig an mir herum und rieb einigemal höchst unwirksam seine feuchte Schnauze an meinen schönsten Uniformsbeinkleidern. Aber sein hündisches Gebaren ward von niemand außer mir verstanden und auch von mir nicht weiter beachtet.

Es währte nicht lange, so kam anderer Besuch, es wurde laut im Salon, und wir zwei fanden des öfteren Gelegenheit, unbelauschte Worte miteinander zu wechseln.

„Hast Du gut geschlafen?“

„Süß! Und Du?“

„Himmlich! Liebst Du mich?“

„Wer kann's wissen!“

„Du schlimmer Schalk, Du! . . . Darf ich Dich heute morgen im Garten wieder besuchen?“

„Um's Himmelswillen, wo denkst Du hin? Um keinen Preis der Welt wieder! Laß es der Narrerei mit einemmal genug sein! Nun wir einander wiedergefunden haben, können wir ja ganz bequem überall miteinander reden, ohne meinen guten Ruf durch Unvorsichtigkeiten, wie die gestrige, zu gefährden. Begreifst Du das nicht?“

„Ich begreife alles, was Du begriffen haben willst; aber es war doch so süß!“

Seraphine lächelte und sagte: „Freilich war es süß! Aber es soll sich darum nicht in Bitterkeit verkehren. Sei Du nur treu!“

Ich war ihr treu. Niemals ist Treue von einem Sekondeleutnant mit solch weltverachtendem Fanatismus gehalten worden. Auch ich hatte mich nicht über Seraphine zu beklagen. Seit jenem feierlichen Augenblick, da wir uns unter fallenden Flocken vor Morgengrauen mehr verschworen als verlobt hatten, war sie ganz Güte gegen mich. Ich wartete auf Proben, die ich bestehen sollte, auf kühne Abenteuer, aus denen ich zum Ruhme meiner Dame als Sieger hervorgehen sollte, ich ward ordentlich ungeduldig, auch in Thaten zu beweisen, wie groß meine Leidenschaft, wie unerschütterlich meine Treue sei. Aber mir ward nichts dergleichen auferlegt, von mir ward nichts gefordert, nichts erbeten, als was sich von selbst verstand. Manchmal kam es mir vor, als ängstigte sich Seraphine, eine Liebe auf gefährliche Proben zu stellen, in deren Besitz sie sich nach peinlichem Entbehren wieder so glücklich fühlte.

Einmal im Gespräch an unsern Pakt gemahnt, sah sie mich fast traurig an, bis sie sagte: „Ich will nicht übermütig sein, Heinrich, sei Du's auch nicht! Die Stunde, da Du wirst bestehen müssen, kommt von selber, das Schicksal wird Dir Proben genug auferlegen, auch wenn ich es zu thun vergäße oder verschmähte.“

Ein schönes Programm, dessen Verkündigung wie alles, was sie that und sprach, das Entzücken an der Geliebten nur vermehrte. Der gewisse Hauptmann erster Klasse kam gar nicht mehr in Sicht. Und niemals gab es einen glücklicher verliebten Lieutenant als mich, obwohl unsere unbewachte Intimität nicht ein Haar breit über die größte Ehrbarkeit sich verstieg und mir nur in seltenen Momenten sich selbstvergessender Leidenschaft etwas wie ein Küßchen in Ehren gestattet wurde.

Seraphine war von einer eisernen Strenge, bei jedem Versuch, mich anspruchsvoller zu verhalten, ward ich sofort mit einer Entschiedenheit in die Schranken äußersten Anstandes zurückgewiesen, daß mich Besorgnis ersahnte, durch unzeitige Kühnheit alles, was mich jezt so glücklich machte, auf einmal und unwiderbringlich zu verschütten.

So ging der Winter allmählich in jene nicht zu definierende Jahreszeit über, in der es zwar nicht mehr schneit, aber noch recht häßlich regnet und trotz einiger wenigen rasch vorüberblinkenden sonnigen Tage noch lange nicht Frühling werden will. Wir liebten, schwärmten und tanzten so weiter.

Daß es dennoch Frühling ward, merkte man nur an den, um diese Jahreszeit in unserem Stande üblichen Placereien, denen ich mich übrigens mit jenem Eifer strammer Jugend überließ, welcher alle Pflichterfüllung leicht macht. Nur daß ich viele Wochen lang von Seraphinen wenig oder nichts hören und sehen sollte, das war mir sehr leid.

Wir hatten die Stadt verlassen und bivakirten in einem Feldlager mit etlichen Regimentern zusammen.

Sommerhin kam mit der wärmeren Jahreszeit auch wieder ein wenig Ruhe und Behagen in das angestrenzte Soldatenleben. Der Verkehr mit befreundeten Familien in der Stadt und auf dem Lande ward ab und zu möglich gemacht. Und daß ich diese Möglichkeiten ausnützte, könnt' Ihr Euch denken.

Der Teufel war nur, daß Seraphine während meiner Abwesenheit, sich allein und alten Erinnerungen überlassen, wieder zu spintifizieren anfing, über meine mögliche Untreue und die schädlichen Folgen der Entfernung von ihr grübelte und Gespensfer sah.

Sie begegnete manchmal beim Eintritt in unser Residenzstädtchen scheuen Blicken, vorwurfsvollen Fragen, kränkendem Argwohn und derlei kleinen Abscheulichkeiten, womit sich leider, was sich liebt, zu necken pflegt.

Aber das kam mir so ab und zu, wie ein kurzes Gewitter die Landschaft überfällt und überschüttet, und gleich darauf die Welt nur um so lieblicher aufatmet und unter Thränen lächelt.

Ich benutzte jeden kurzen Urlaub, der zu erlangen war, kam auch nicht selten ohne Urlaub, und war's nur, um eine halbe Stunde mit der Geliebten zu verplaudern oder, was leider manchmal der Fall war, zu verschmollen, und mich erst kurz, ehe ich mich wieder in den Sattel schwang, zu versöhnen.

Das klingt alles vor anderer Ohren recht thöricht, und war es auch. Allein vergeßt nicht, meine geneigten Zuhörer, daß ich damals kaum zwanzig Jahre alt und Seraphine noch um zwei Jahre jünger war als ich.

An dem Tage, da sie das achtzehnte Jahr vollendete, sollte ein Familienfest im Grünen abgehalten und sollten alle Freunde des Hauses von nah und fern dazu geladen werden.

Eine in der Nähe der Stadt recht artig gelegene Ruine wurde in diesem Jahr zum wohnlichen Sommeritz ihres Eigentümers, eines lebenslustigen Standesherrn, umgebaut. Diese Renovierung machte viel von sich reden. Jeder wollte, nachdem er selbst gesehen, darüber mitsprechen. So war es nicht eben überraschend, daß man beschloß, an Seraphinens Geburtstag die Ausfahrt nach jener schönen Waldhöhe zu lenken, wo Maurer und Zimmerleute im Begriffe waren, das alte Nest für moderne Bedürfnisse umzuschaffen, ohne seinem alten Stil und ehrwürdigen Charakter zu nahe zu treten. Die einen meinten, daß dies nicht gelingen werde, die andern, daß es gar nicht wünschenswert sei; andere hatten andere gewiß nicht minder berechnete Ansichten, die sie mit ihrem Kunstsinne oder mit ihrer Erfahrung verfochten. Mir war das alles einerlei. Mir war es nur darum zu thun, die Liebste wiederzusehen und an ihrem Feste nicht zu fehlen. Der Gedanke, daß sie an diesem Tage von anderen Männern beglückwünscht, beschenkt, gefeiert, umschwärmt und vergöttert werden würde, ohne daß ich dabei und der Hahn im Korbe wäre, der Gedanke war ganz dazu angethan, mich wütend zu machen. Schon von weitem fürchtete ich, daß mir gerade an diesem Tage durch den Dienst die Möglichkeit benommen werden würde, meinem heißesten Wunsche zu entsprechen. Und als der Tag wirklich herankam, da hatt' ich auch die traurige Gewißheit, daß mir gerade morgen jeder noch so kurze Urlaub verweigert werden und sich keiner meiner Kameraden finden würde, der für mich einspräche. Ich konnte keinem von diesen und selbstverständlich auch dem Komman-

deur keinen Vorwurf daraus machen. Es ging eben nicht. Da war nichts zu machen. Das war jedermann klar. Nur einem wollt' es nicht klar werden: dem Geburtstagskinde selber. Nachdem ich, ganz toll vor ohnmächtiger Wut, den größten Blumenstrauß in der Stadt hatte aufstreifen lassen, verfaßte ich eine Epistel, darinnen ich zu den überschwenglichsten Glückwünschen die bitterlichste Klage fügte wegen des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr, die heute keinem Glücklichen schläge, und legte haarklein dar, warum ein Abkommen aus dem unerbittlichen Dienst schlechterdings unmöglich wäre. Mit finsternem Trotz schon halbergeben in mein Geschick, kriegt' ich noch am Mittag eine Antwort, die mir den Rest von gesunder Überlegung ausblies.

Das also ist Deine Liebe? Sie kennt das Wort Unmöglichkeit! So fing's an. Sie gab weiterhin zu verstehen, daß ich wohl nicht so fest im harten Dienst meines allergnädigsten Kriegsherrn, sondern vielleicht eher in dem sanfteren eines schönen Fräuleins mich gefesselt und zurückgehalten fände. Und weiter hieß es: Was soll mir ein Festtag ohne Dich! Wie soll mir das neue Lebensjahr Glück bringen, wenn ich Dich am ersten Tage desselben mit keinem Auge sehen konnte. Liebe ist abergläubisch. Ich mußte fürchten, daß ich Dich dann dies ganze Jahr nicht sehen oder doch Dich im Laufe dieses Jahres für ewig verlieren sollte. Und der Schluß war: Wenn Du mich liebest, würdest Du auch das Unmögliche möglich gemacht haben. Ich will Dich an diesem Tage nicht entbehren! Ich will, daß Du kommst! Erwinnere Dich unseres Patts! Wenn Du mich lieb hast, so kommst Du!

Zu meiner Schande sei es bekannt, daß mir diese Epistel ganz aus meinem Herzen geschrieben war. Der unbändige Unfinn, den sie enthielt, war mir viel lieber, als wenn sich Seraphine in Gottes Namen willig und sanft ins Unabänderliche ergeben hätte, weil's schon einmal nicht anders sein konnte. Im Gegenteil, ich sah in diesem Trotz, in dieser Unvernunft, in diesem Auflehnen gegen alle Möglichkeit einen sprechenden Beweis ihrer Leidenschaft, und das erhob mich hoch, das machte mich glücklich — aber ruhiger und vernünftiger, als ich schon war, machte es mich nicht.

Mir stand bombenfest, daß Seraphine vollkommen im Rechte war, daß sie mit dem Rechte der Liebe verlangen konnte, ich müsse an ihrem Feste erscheinen, und daß es meine unerlässliche Ritterpflicht sei, ihrem Rufe zu folgen und diesen geforderten Beweis meiner alles überwindenden Zuneigung zu erbringen.

Einige Versuche, die ich am Nachmittag machte, mich in ordentlicher Weise vom Dienste zu befreien oder durch andere vertreten zu lassen, schlugen fehl. In mich gekehrt und verbißsen that ich meine Pflicht bis des Nachmittags um fünf Uhr. Da schien's, als wäre weiter nichts zu besorgen. Ich hieß meinen Burschen mir das schnellste meiner Pferde satteln und sagte zu meinem Kameraden, daß ich wegreiten würde.

„Ohne Urlaub?“ fragte der . . .

„Es ist der Geburtstag meiner Braut. Ich kann nicht fehlen. Vorausichtlich ist für heute auch alles gethan und wird mich niemand vermissen.“

„Wenn aber doch?“

„Dann vertritt mich gut oder schwindle mich heraus, sag', ich wäre halbtot oder thu was Du willst! Gott befohlen!“  
Ich trieb den Gaul an und sauste davon.

Auf dem nächsten Weg und mit diesem Pferde braucht' ich in gestrecktem Trab anderthalb Stunden bis zur Ruine, wo ich die Gesellschaft freudig zu überraschen hoffe.

Mein armes Ross war wie aus dem Wasser gezogen. Aber das rührte mich Unmenschen nicht, im Gegenteil, an seinem Aussehen mußte Seraphine ablesen, wie groß meine Hast, meine Ungeduld und demnach auch meine Liebe war.

Der Empfang war denn auch von ihrer Seite der liebenswürdigste von der Welt. Im Augenblicke meiner Ankunft war ich in Wahrheit von ihrer Neigung so überzeugt, wie nie zuvor im Leben. Sie kam mir mit strahlenden Augen, mit ausgebreiteten Armen, mit lautem Ausruf der Freude entgegen, fast zu strahlend, fast zu laut; denn in dieser köstlichen Minute mußte nicht nur ich, sondern auch mancher andere, der an dieser Sicherheit weniger Freude fand, der Überzeugung werden, daß ich dem schönen Mädchen nicht gleichgültig sei.

Leider konnte ich den Hochgenuß des Augenblickes nicht so ganz auskosten, wie ich verdient hatte; denn die Sorge für mein überhitztes Pferd zwang mich, unter den Maurerburschen einen aufzutreiben, der es für Geld und gute Worte eine gute Weile spazieren führte. Glücklicherweise fand ich einen Mann, der bei der Kavallerie gedient hatte und zuverlässig ansah. Aber Suchen und Unterhandeln hatte von der kostbaren Zeit die köstlichste gefordert, in der das erste hochausflodernde Freudenfeuer verrauchte, bis ich wieder zur Festfeier als werththätiges Mitglied zurückkehren konnte.

Auch dann noch war Seraphinens Dank beglückend und ihr Wort begeisternd.

Sie ging an meinem Arm — ich war ja ihr Beter — ungeniert im Wald spazieren, und wenn die andern gerade nicht dicht nebenher liefen, hört' ich süße Dinge, die ihr der Stolz und die Freude eingaben, sich also sehr geliebt zu wissen, daß ich selbst eine strenge Strafe im Dienst nicht scheute, um ihr zu gehorchen, wenn sie rief.

Sie kam sich älter, größer, schöner, bedeutender und was weiß ich noch vor und sagte ein übers andere Mal: Heinrich, ich glaub' an Dich und Deine Liebe! Hörst Du? Und dieser Glaube macht so selig!

Ob ich das hörte! Es machte auch mich selig, wenn schon nicht so ganz; denn alle Worte des Entzückens konnten die Stimme des Soldatengewissens in mir nicht übertäuben, die mir unablässig zurief: daß ich von rechtswegen nicht hierher gehörte. Und dieser Grundbaß der inneren Stimme dissonierte so scharf und unablässig gegen die einschmeichelnde Melodie der Oberstimme aus Seraphinens Munde, daß ich an dieser zu keiner reinen Freude gebieh und nach und nach einer etwas getriebten Stimmung anheimfiel, wie sie den Leuten zukommt, die sich gestehen müssen, daß sie eben eine Dummheit begangen, und die doch keine Lust haben, sofort davon zu lassen. Um diese meine Stimmung noch mehr zu verderben, drängte sich mir die Wahrnehmung auf, daß unter denjenigen Festgästen, welchen der freudige Empfang meiner unbeurlaubten Wenigkeit von seiten des angebeteten Geburtstagskundes gar keine Freude bereitete, sich voran jener verwünschte Hauptmann erster Klasse befand, der mich schon auf dem Ball in meines Vaters Hause halb zur Verzweiflung und nachher mit seinen Fragen im „Goldenen Sessel“ zum Einschlafen gebracht hatte! Er hatte auch seines Mißvergnügens kein Hehl mir gegenüber und fing gleich damit an, seiner angeblichen Freude ironischen

Ausdruck zu verleihen, daß ich doch noch Urlaub bekommen hätte, nachdem selbst Fräulein Seraphine wiederholt bedauert habe, daß ich heute bestimmt keines Urlaubs froh werden würde. Nun habe ich doch Urlaub gefriegt . . .

(Fortsetzung folgt.)



## Aus Geibels Escheberger Tagen.

(Mit ungedruckten Gedichten Emanuel Geibels und seines Vaters.)

Von

Karl Theodor Gaedert.

**N**un ein neues Denkmal reicher wird das altertümliche Lübeck, um dasjenige Emanuel Geibels. An seinem Geburtstage, 17. Oktober, abends vollzieht sich eine Vorfeier, die weisvolle Enthüllung geschieht am 18.

Palmarum 1884 entließ unser großer Lyriker und begeisterte Vaterlandsjäger. Von nah und fern flossen die Beiträge für sein Standbild, das nun, nach fünf Jahren, auf dem Roßberg seinen Platz findet, ganz nach Wunsch des Verstorbenen.

Das beste Denkmal hat er sich selbst gesetzt in seinen Werken; seine volle Kraft und Innerlichkeit, Begabung und Richtung tritt uns hier entgegen. Seine äußere Erscheinung soll fortan die Statue der Müt- und Nachwelt vor Augen führen. Sein Leben und seine Persönlichkeit endlich sucht der Litterarhistoriker zu erforschen und festzuhalten.

Viele biographische Arbeiten sind inzwischen über den Liebling unserer Nation erschienen, darunter meine „Geibel-Denkwürdigkeiten“ (Berlin 1886). Nur kurz konnte ich den ungetrübtesten Lebensabschnitt des Dichters berühren, seinen Aufenthalt beim Freiherrn von der Malsburg auf Escheberg von Pfingsten 1841 bis Juni 1842. Eine Nichte desselben, welche damals dort wohnte und immer freundschaftlich mit Geibel verbunden blieb, hat mir kürzlich neue Mitteilungen aus den Escheberger Tagen anvertraut, denen die Verehrer des gezeigten Toten gewiß gern ihr Interesse schenken.

In Hessen, unweit Kassel, liegt Schloß Escheberg, einst das gastliche Asyl manches Poeten und Künstlers. Der Besitzer Freiherr und Kammerherr Karl von der Malsburg war ein Mäcen, wie es deren wohl nur wenige gegeben hat. Dessen Schwiegereltern, Etatsrat Dr. Heinrich von Heintze und Gemahlin Henriette geb. von Blome aus Holstein, lebten in Niendorf, einem reizenden Landgute bei Lübeck. Dort zu Besuch, hatte er die Bekanntschaft von Pastor Johannes Geibel gemacht, dessen ergreifende Predigten die Bewohner Niendorfs in die Gottesdienste der kleinen reformierten Lübeckischen Gemeinde zogen. Im Jahre 1840 sah er auch den Sohn Emanuel, hatte er die Bekanntschaft von Pastor Johannes Geibel gemacht, dessen ergreifende Predigten die Bewohner Niendorfs in die Gottesdienste der kleinen reformierten Lübeckischen Gemeinde zogen. Im Jahre 1840 sah er auch den Sohn Emanuel, hatte er die Bekanntschaft von Pastor Johannes Geibel gemacht, dessen ergreifende Predigten die Bewohner Niendorfs in die Gottesdienste der kleinen reformierten Lübeckischen Gemeinde zogen. Im Jahre 1840 sah er auch den Sohn Emanuel, hatte er die Bekanntschaft von Pastor Johannes Geibel gemacht, dessen ergreifende Predigten die Bewohner Niendorfs in die Gottesdienste der kleinen reformierten Lübeckischen Gemeinde zogen.

In dem mit Kunstschätzen aller Art geschmückten Hause auf Niendorf wurde es jedem klar, was für ein Geist dort herrschte. Nach den sturm- und schreckensvollen Jahren, die allen in Deutschland mehr oder minder durch Napoleon bereitet wurden, war der Lebensabend der Familie friedlich und schön; aber oft gedachte sie der furchtbaren Tage, wo auch die alte Hansestadt unter der Knechtschaft gequält. Damals leistete Herr von Heintze Lübeck die wesentlichsten Dienste, indem er mit den Machthabern, besonders mit Marschall Davoust, verhandelte, wobei ihm zu statten kam, daß er in seiner Stellung als dänischer Etatsrat etwas freiere Hand hatte; manche Abwehr von den drückendsten Forderungen verdankte die Stadt dem diplomatischen Geschick dieses Mannes. Die Privilegien, welche der Senat ihm dafür verlieh, bestehen noch heute zu kraft.\*

\* So genießen alle Kontrakte seitens der Gutsherrschaft und Eingekessenen des Dorfes Stempelfreiheit.

Mit welchem Entzücken Emanuel Geibel die Einladung nach Escheberg begrüßte, läßt sich leicht begreifen. In eine solche Familie, wie die war, die er in Niedorf kennen gelernt, als Gast einzutreten, war schon an und für sich verlockend; und nun nahm er auch seinem Vater die Sorge um seine nächste Zukunft mit einem Schlage ab. Pfingsten 1841 kam er nach Escheberg und war bald ein lieber Hausgenosse und Freund geworden. Sein Lebensschiff, welches so schwankend ihn hin und her getrieben, es warf Anker in einem sicheren Hafen; aber noch zitterten die Wellen, noch wühlte der Schmerz in seinem Innern nach durchkämpften Stürmen. Doch die geistige Atmosphäre, die ihn jetzt umgab, that ihm wohl, und das Verständnis für seine Leiden, welches die welterfahrene alte Frau von Heinze ihm entgegenbrachte, ließ ihn die Seelenharmonie wiedergewinnen.

Da beichtete er unter Thränen seine erste unglückliche Liebe, die plötzliche Trennung von Cäcilie Wattenbach, auf die er folgendes bisher unbekanntes Abschiedslied gedichtet:

Ich habe Dich betrübet  
Und dennoch Dich geliebt,  
Ich habe Dich geliebet  
Und dennoch Dich betrübet.  
Ich hielt Dich traun umfangen,  
Da wandtest Du den Blick;  
Ich zog mich still zurück  
Und bin zur Fremde gungen.

Ich lehre nimmer wieder,  
Was soll die Heimat mir?  
Gedanken nur und Lieder  
Gehn immer noch zu Dir.  
Und wenn die Sterne scheinen  
Im Blau so klar und rein,  
Gedenk' ich täglich Dein  
Und muß im stillen weinen.

Da denk' ich auch mit Schmerzen  
An ihren ersten Kuss,  
Und fühl' es tief im Herzen,  
Dass ich verwellen muß.  
Die Blumen auf meinem Grabe  
Die sollen ganz allein  
Dir einst die Botschaft sein,  
Wie ich geliebt Dich habe.

Indessen allmählich stimmte ihn die Fröhlichkeit der aufblühenden Jugend heiter; und während er sich zu der sinnigen und ernsteren Nichte, der sechzehnjährigen Adelheid von Baumbach, vertrauensvoll hingezogen fühlte, schlich sich in sein für weibliche Anmut so empfängliches Herz fast unvermerkt eine wachsende Neigung für die lebenslustigere, schöne, vierzehnjährige Tochter Henriette von der Malsburg. Huldigend bot er ihr manches Lied und war beglückt, wenn er beiden jungen Mädchen vorlesen durfte. „Wie hinreichend schön las er! Wie wirkten die oft eben erst beim Spaziergang entstandenen Gedichte erfrischend, erhebend für uns alle!“ Die glänzenden Feste, welche der Kammerherr veranstaltete, erhielten durch Geibels Improvisationen erhöhten Reiz; im allgemeinen war das Leben auf Escheberg völlig ungezwungen und ungebunden. Gerade das gefiel und behagte ihm um so mehr, da sein ganzes Wesen sich gegen jedweden Zwang sträubte, er in der Natur schwelgend gern die Zeit verträumte. „Wie hätte seine Weise gelitten, wenn ein Beruf ihn an andere Arbeit gezwungen haben würde!“ Er vertiefte sich häufig so in das Leben in der Natur, daß er die Stunde manchmal vergaß, die ihn zum gemeinschaftlichen Mahl heimzuführen sollte. „Noch höre ich scherzend ihn sich entschuldigen, was die Quelle, der Wald, die Vögel ihm zugeflüstert, wie er hätte lauschen müssen. War das nicht recht die Lebenslust für einen Lyriker? Noch weiß ich, wie wir eines Morgens beim Kaffee auf ihn vergeblich warteten. „Der Doktor ist schon im Garten,“ meldete die dänische Zofe; „o, der Doktor schnüffelt Veilchenduft,“ sagte sie mit ihrem echt dänischen Accent.“ Ubrigens stand Geibel mitunter auch sehr spät auf. Eines Mittags hielt der Tanzmeister aus Kassel, welcher die beiden gnädigen Fräulein einübte, es für unerlässlich, nun auch für einige bestimmte Tänze Herren heranzuziehen. Infolgedessen mußte der Diener den

Herrn Doktor bitten, der freilich erschien, aber etwas verschlafen, in wenig salonsfähigem Anzug, in den ungeordneten Haaren noch etliche Damenfedern: er hatte noch gemächlich der Ruhe in seinem Himmelbett mit den schneeweißen Vorhängen gelegen. Da ihm Talent zum Tanzen, wie sich jetzt herausstellte, abging, wurde er in Zukunft verschont.

Sein Zimmer, drei Stock hoch gelegen, stieß an den Bibliotheksaal und hieß die „Poetenstube.“ Es ließ sich wohl darin haufen; gute Olgemälde hingen an den Wänden, altertümliche Möbel bildeten die bequemste Einrichtung. Mit des Herrn Doktors Ordnungssinn erklärte sich das Hausmädchen im ganzen zufrieden, bloß die vielen Papiere, die auf dem Fußboden umherlagen, verurachteten ihr manchen Seufzer. Endlich vernahm sie, daß dieselben nicht von neuem auf den Schreibtisch gelegt zu werden brauchten, sondern getrost ausgelegt werden könnten. Das geschah denn leider! auch, bis einst die jungen Damen davon erfahren und nun das Fortgeworfene heimlich aufhoben. Die also geretteten Blätter, in Quartformat und herrlicher Schrift, enthalten drei ungedruckte Gedichte sowie zahlreiche Varianten zu bereits veröffentlichten; auch vergrößert sich ihr Wert dadurch, daß meistens Ort und Jahr der Abfassung bemerkt ist, was für die Chronologie der einzelnen viel bedeutet.

Ungedruckt blieb eine Romanze vom Spielmann. Wir kennen drei derartige Lieder von Geibel, schon aus den Jugendgedichten „Spielmanns Lied,“ dann in den Spätherbstblättern „Der Spielmann“ und „Spielmanns Heimkehr.“ Die noch unbekanntes Romanze, mit der Ausgabe „Berlin“ und ausdardierter Jahreszahl (1836), lautet folgendermaßen:

Die Nachtigall hat die ganze Nacht  
Gesungen von Sehnsucht und Schmerz;  
Der Spielmann hat tüchtig sie ausgelacht,  
Er rührt nur die Zither im Scherz.

Hell blüht die Sonne durchs Waldesgrün,  
Der Spielmann wandert in Ruh;  
Die Lieder wie lustige Funken ihm sprühn,  
Die Bäche rauschen dazu.

Und als er tritt in die Schenke hinein,  
Nist Reigen beim Grünkranz;  
Da labt er sich erst am funkelnden Wein,  
Dann mischt er sich unter den Tanz.

Ein schwarzbraun Mäd'el ergreift er am Arm,  
Hat Augen wie Kohlen so hell,  
Ihm wird es so eigen, ihm wird es so warm,  
Er herzet und küßet sie schnell.

Doch wie er muß scheiden nach kurzer Ruh,  
Nicht's sagt, wie Thränen, ihn an;  
Gi, Spielmann, wärst'iger Spielmann Du,  
Was hat Dir das Mäd'el gethan?

Da singt es von ferne wie Sehnsuchtssehnd,  
Weiß nicht, ob das Lied ihm gefällt; —  
Im Busch da stödet die Nachtigall,  
Und der Spielmann der zieht durch die Welt.

Das zweite verschollene Lied trägt weder Über- noch Unterschrift:

Drückst wieder Du die Laute,  
Stiller Freund, mir in die Hand;  
Ach, seitdem ich Dich nicht schaute,  
Hat sich mancherlei gewandt!

Siehst Du nicht den Blick so trübe,  
Nicht die Wangen so verblaßt?  
In dies Herz anstatt der Liebe  
Jog der Gram, der dunkle Gast.

Glückt es auch, ihn wegzuschergen,  
Meinen Tönen stundenlang;  
Doppelt kehren neue Schmerzen,  
Wenn verscholl der letzte Klang.

Nach der Jugend altem Glücke  
Schweift umsonst der Wunsch hinaus;  
Ach, und eine solche Lücke  
Füllt sich nicht mit Liedern aus.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Verse in die Zeit nach seinem schmerzlichen Bruch mit Cäcilie setzen. Wie sehr und schwer er darunter litt, aber wieviel mehr noch seine

ihm bis ans Lebensende treu gebliebene Jugendliebe, darüber gewähren meine „Geibel-Denkwürdigkeiten“ Aufschluß.

Das dritte Gedicht ist datiert Oktober 1839 und betitelt Das Sonett:

Ihr Dichter, hütet Euch vor dem Sonette  
Und schließt dem feinen engen Gaß die Thüren;  
Gelang es einmal ihm, sich einzuführen,  
So weiß man kaum, wie man sich vor ihm rette.

Das Büschchen kam zu mir mit güldner Kette,  
Im seidnen Wams, verbrämt mit reichen Schnüren,  
Auch ließ sich gleich sein artig Wesen spüren  
Am Spitzenragen und am Sammtbarette.

Doch nun als Italiener eifersüchtig,  
Verlangt er, ich soll ihn und ihn nur lieben,  
Und alles andre schilt er sad' und süchtig.

Drei Wochen ist er jetzt bei mir geblieben,  
Und wär' er wirklich nicht zu manchem süchtig,  
Ich hätt' ihn längst schon mit Gewalt vertrieben.

Damals machte Geibel seine Inselreise im Ägäischen Meere, gemeinsam mit Curtius, und bediente sich eifrig der Form des Sonettes. Auch Distichen stammen aus derselben griechischen Zeit, 1839. Das Wesen des Sonettes ist hier hübsch und launig charakterisiert; wie ganz es unter Umständen den Dichter zeitweilig beherrschen kann, hat auch Goethe an sich erfahren.

Ehe wir Emanuel Geibel Escheberg wieder verlassen sehen, möchte ich noch an einem Beispiel darthun, in welchem Maße er dort den Mittelpunkt bildete. Zum Geburtstage des Freiherrn, am 23. September 1841, verfertigte Klara von der Malsburg in Kassel eine Federzeichnung, die sinnig die Hauptabschnitte des Lebens auf Escheberg behandelt. Olzweige und Weinranken teilen, aus Arabesken emporwachsend, das Bild in verschiedene Felder. Unten sitzt die hochbetagte Ahnin Henriette von Heintze im Lehnstuhl, ihren geistvollen Kopf mit den hellen Augen auf die rechte Hand gestützt, als ob sie just den aus Lilien und Rosen hervorlugenden Mädchenköpfen erzählt, vielleicht von Goethe und Schiller, die sie einst in Weimar und Jena kennen gelernt. In den Lüften tanzen Efen. Oben kniet Polyhymnia, von lorbeerbeschnürter Lyra, Album und einem lichtstrahlenden Kreuze umgeben, im Begriffe, auf eine Bücherrolle „Poesie. Auflage . . .“ zu schreiben, zur Seite bläät ein Engel in die Posaune. Dies bezieht sich auf den Gast und die von ihm vorbereitete zweite Auflage seiner Lieder. Er selbst ist zweimal abkonterfeit, links hochaufgerichtet zur Gitarre singend, während unter ihm Engel auf Weinfässern reiten und Nebenjaß trinken; rechts mit Jes und Schlafrock am Kaffeetischchen sitzend, im Munde die lange Pfeife, ein Buch auf dem Schoße; darunter eine Skizze des Schlosses mit Wald und Hügeln, am Wege der kleine Baron Otto als Steinklopfer, eine Anspielung auf die freiherrlichen Chausseebauten und ein dies Thema betreffendes Geibelsches Gelegenheitspoem.

Am 8. Juni 1842, noch in Escheberg, trug Geibel der Richtel Adelsheid von Baumbach folgenden Spruch nach Byron ins Stammbuch:

Wenn Du den Blick auf dieses Blatt einist senkest,  
Betracht' es still, als wär's mein Leichenstein;  
Und mild, wie Du der Toten sonst sonst gedenkst,  
Gedente mein!

Er sah Schloß Escheberg nur noch einmal wieder, als er im Jahre 1844 zu kurzer Raft dort weilte. Wohl aber blieb er in Verbindung mit dessen Bewohnern. Als die Freundin Adelsheid im Herbst 1844 Lübeck besuchte, traf sie dort nur des Dichters Vater, den poetischen Pastoren, der ihr nachstehende Verse zum Geleit gab:

Wahrheit kommt vom Himmel nieder  
Auf des Lebens öden Strand,  
Bringt auf sonnigen Gefieder,  
Kunde her von besserem Land,  
Nacht der Sehnsucht heilig Feuer  
Uns im tiefsten Busen an.  
Da erwacht ein Geist, ein neuer,  
Der sich selbst nicht fassen kann.

Er durchbricht das enge Leben,  
Das ihn noch gefangen hält:  
Wunderbare Arme heben  
Ihn in eine Wunderwelt;  
Töne, die er nie vernommen,  
Dringen in sein Leben ein,  
Herliche Gestalten kommen  
Glänzend wie der Sonnenschein.  
Und der Vorwelt Geister gehen  
Liebend zum Entzückten hin,  
Lehren einfach ihn verstehen  
Der Natur geheimen Sinn.  
Und ihm sinkt der Zukunft Schleier,  
Und prophetisch wird sein Wort;  
Näher strebt der Geist und freier  
Zu dem Quell des Lebens fort.  
Willst Du dieses Wunder schauen?  
Sieh in Demut nur Dich hin;  
Kämpf' und dulde mit Vertrauen,  
Und verkläret wird Dein Sinn.  
Wahrheit wird sich mit Dir eimen,  
Gotteskraft in Glück, in Not;  
Blumen blühen dann aus Steinen,  
Und verschunden ist der Tod.

Mit diesem Liede, das ich schon vor mehr denn  
vierzig Jahren gesungen habe, empfehle ich mich  
Ihrem freundlichen Andenken und Ihrer Liebe.  
Lübeck, 5. Oktober 1844.

Johannes Geibel.

Wie zündend übrigens die Erinnerung an die Escheberger Tage bei Emanuel Geibel, trotz seiner fortschreitenden Leiden und zunehmenden Jahre, wirkte, das sollte die Freundin noch persönlich erfahren. Im Sommer 1872 feierten beide nach dreißig Jahren ein Wiedersehen im Ostseebade Travemünde, und mehr wie beglückend war der Austausch der Gedanken und Gefühle. Lebendig traten all die Gestalten aus ihrer sonnigen Jugend vor das geistige Auge, die längst zur ewigen Ruhe eingegangen waren, es aber verstanden hatten, Heil und Segen um sich zu verbreiten. „Manch heiterer Scherz, froher Einfall und harmloser Wit, der in Escheberg geboren, kloß wieder von unseren Lippen, als läge keine Zeit zwischen damals und jetzt.“

Der alternde Poet wünschte ein Jugendbildnis der Henriette von der Malsburg, die mittlerweile längst an einen Grafen von Holstein Vermählte, wiederzusehen, das, von Fräulein van der Embde in Kassel gemalt, das lieblichste rosenwangige Gesichtchen mit blonden Ringellocken und schöner Büste zeigte. Die Besitzerin Adelsheid ließ eine große Photographie dieses Bildes herstellen, und Geibel dankte ihr dafür am 6. Juni 1878 mit folgenden Zeilen: „Haben Sie tausend Dank, teure Freundin, für Ihren lieben Gruß und für die freundliche Sendung, durch die Sie mir einen alten Herzenswunsch erfüllt und eine große Freude bereitet haben. Ich finde das Bild auch in dieser Gestalt vortrefflich und vermisse die Farben kaum. Zuerst konnte ich mich gar nicht daran satt sehen; ich fühlte mich wie durch Zauberschlag in die köstliche Escheberger Zeit zurückversetzt, und es kam wie ein warmer Strahl von Jugendglück über mich. Ach, das Alter hofft ja auf keine irdische Zukunft mehr, seine Gegenwart wird von Tage zu Tage einsamer, und fast alle seine besten Schätze liegen in der Erinnerung. . . Darf ich Sie bitten, sich das beifolgende Buch als bescheidene Gegengabe freundlich gefallen zu lassen? Es ist die jüngste Sammlung meiner Gedichte und wird auch wohl die letzte bleiben, da mein Zustand sich leider fortwährend verschlimmert und das schadhafte Instrument keinen reinen Ton mehr giebt. . . Den Eschebergern meinen herzlichsten Glückwunsch zum eröffneten Ausblicke in die Zukunft! Auf Daniella bin ich sehr begierig. Sie wissen ja, wie hoch ich die dichterische Kraft und die ernste Gesinnung der Verfasserin schätze. — Seien Sie von ganzem Herzen begrüßt und bewahren Sie auch ferner Ihr freundschaftliches Andenken Ihrem alten Emanuel Geibel. . . Wie furchtbar mich der neue unerhörte Trevel in Berlin\* erschütteret hat, können Sie denken. In welchen Zeiten leben wir? Möge es Gott gefallen, in seiner Gnade das Äußerste abzuwenden und uns das Leben des geliebten Kaisers zu erhalten!“

\* Das Nobilingische Attentat auf Kaiser Wilhelm I.

Die in obigem Briefe nicht mit Namen genannte Schriftstellerin gehörte auch zu den Persönlichkeiten aus Geibels Eiseberger Tagen. Sie war damals zwar noch ein Kind gewesen, eines Nachbarn Tochter, aber unser Dichter liebte das stille Wesen der Kleinen. Wie treu er sich ihrer auch im Greisenalter erinnerte, möge hier zum Schlusse stehen. Ferdinande Freiin von Bradel von Schloß Welda, zu jener Zeit, da Geibel gern ihre Eltern besuchte und bei der Punschbowle improvisierte, erst siebenjährig, entsam sich seiner Erscheinung natürlich nicht mehr genau, doch als sie 1873 die Erstlinge ihrer eigenen Muse, darunter einige wie der „Buchenwald in Hessenland“ ihm, dem Lieblingsfänger, gewidmete, einschickte, empfing sie aus Schwartau zum Dank für das erquickliche Werkchen sein „Klassisches Lieberbuch“ mit dieser ungedruckten Dedikation:

Form ist jegliches Bekennnis,  
Aber zwischen Geist und Geist  
Giebt's ein höh'res Einverständnis,  
Welches keine Form zerreiht.

Dabei lag ein lieber Brief, worin der Besuche in Welda gedacht und die Verfasserin als kleines, blaßes, dunkelhaariges Mädchen mit langen Zöpfen beschrieben wird. Sein Gedächtnis hatte ihn nach dreißig Jahren nicht im Stich gelassen. Eine wiederholte Begegnung in Lübeck schildert mir Fräulein von Bradel also: „Professor Geibel sah schon recht leidend aus, hatte aber viel geistige Frische und Regsamkeit. Es waren prächtige Stunden. Ich bewunderte sehr seine innere Bescheidenheit, die ihm von vielen abgetritten wird, so daß ich sie ausdrücklich erwähne. Ich hatte ihm einiges über seine Dichtungen gesagt, wie reiz- und klangvoll seine Sprache, wie edel und rein seine Gedanken. „Aber ich habe nichts Großes und viel Unbedeutendes geschrieben,“ gab er als Antwort, so einfach, so ungeschminkt, daß es mich rührte. . . . Im Herbst 1881 brachte ich noch einmal den Abend bei ihm zu. Er war gealtert und kränker geworden, indes ungemein gesprächig und angeregt. Wir unterhielten uns erst längere Zeit allein in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von den neuesten dramatischen Schöpfungen, stellte Wilbrandt hoch und wollte mich auch zu dramatischen Versuchen ermuntern, zu denen er Talent in meinen Erzählungen zu entdecken glaubte. Ich erwiderte ihm, daß es ein Gebiet sei, das für die Frauen gefährlich und meist ihrer Veranlagung zu fern liege, da uns die festen Regeln und der architektonische Bau des Dramas nie in Fleisch und Blut übergingen. Er äußerte sich dann noch sehr freundlich über meine Novellen. Später hat er mich zum Souper. Da wurde er immer animierter, brachte Toaste aus und wies jede Ermahnung seiner Verwandten mit den Worten zurück: „Laßt mir doch die gute Stunde, ich fühle mich wieder einmal jung und froh!“ Anschließend an eine frühere Unterhaltung über religiöse Anschauungen, wo wir sehr verschiedener Meinung gewesen, wandte er sich zu mir und sagte: „Mein Leiden ist ein schweres Kreuz; aber ich will nicht klagen, da Gott es geschickt. . . .“

Auch dies Kreuz hat Emanuel Geibel längst überwunden; doch seine ganze Erscheinung: sein poetisches Gestaltungsvermögen, sein sittlicher Wert, seine tiefe Religiosität, sein politischer Scherzblick, bleiben unsterblich und wirken erhebend, tröstend, veredelnd und mahnend fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Zu seiner Entwicklung hat der Eiseberger Boden nicht wenig beigetragen; jeder Hauch, jeder Klang von dort berührte ihn zeit lebens hell und harmonisch. Dort schuf er gern und gut am murrenden Waldbach, im hohen Buchenforste, dort erholte sich sein bekümmertes Herz und sog neue Hoffnung ein auf eine glückliche Zukunft. Die ist ihm geworden, und darum verblaßte nimmer das innige Gedenken an seine Eiseberger Tage, von denen er so schön singt und sagt:

Du riechst mich,  
Mein edler Malsburg — Segen Deiner Gruft dafür! —  
Gastfreundlich in Dein waldumraushtes Eiseberg,  
Und dort auf sonnigen Höhen mich lüftend, losgelöst  
Vom kleinen Druck des Lebens, lern' ich mächtig bald  
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

## Jung-Osaj's Weisen.

Son  
Ola Hansson.

(Schluß.)

### V.

Auf einer großen Ebene vor der Stadt war die ganze Jugend des Landes versammelt. Mitten unter ihnen stand ein Kiese; sein Fuß war so lang wie eine Straße, und seine flache Hand so breit wie ein Markt, und er war so groß, daß er nicht gerade unter dem Himmel stehen konnte, sondern sein Haupt beugen mußte. Seine Stimme war so stark, daß die Jugend des Landes zitterte, wenn er sprach, wie Espenblätter bei einem Windstoß.

„Schlagt Purzelbäume, Purzelbäume!“ rief er, und die ganze Jugend des Landes schlug Purzelbäume.

„Couche-là!“ schrie er, und die ganze Jugend des Landes kroch wie Hunde zu seinen Füßen.

„Springt!“ kommandierte er und hielt seine Reitpeitsche hin. Und die ganze Jugend des Landes sprang über die Reitpeitsche mit wohlbedressierter Eleganz.

„Scheene Karitäten, scheene Karitäten,“ lockte er, und die ganze Jugend des Landes kaufte seine schönen Karitäten gegen kontante Bezahlung — kleingemünzte Ehrenzeichen.

Da nahm der Kiese einen Vilsiputaner und Däumling nach dem andern auf seine flache Hand, aber nicht nach der Reihe, sondern handvollweis, und warf eine Handvoll nach der andern in die Luft. Und als das Feld leer war, saßen viele Tausend schwarzes Gewürm rund umher auf allen Kanzeln und Rathedern. Anfangs glaubte ich, es seien Matten, aber als ich näher hinsah, fand ich, daß es Menschen waren, und endlich erkannte ich: es war die Jugend des Landes.

### VI.

Ich saß in der Stube und um mich herum saßen alle meine Freunde. Mein Blut war heiß, mein Herz voller Unruhe, und mein Atem ging schwer. Da sprang ich auf und ging auf und nieder auf der Diele.

„Was fehlt Dir?“ riefen meine Freunde.

„Mir ist so beklommen und die Luft ist schlecht.“

Da zuckte es in meinen Freunden und sie saßen stumm und starrten mich an.

„Das bildest Du Dir ein,“ sagte der, der sein eines Auge für ein Comptoirpult verkauft. „Weshalb haben wir andern nichts davon bemerkt?“

„Seht Ihr nicht, wie die Sonne scheint; wollen wir alle Thüren und Fenster aufmachen?“

„Dann holen wir uns einen Schnupfen,“ witzelte der Humorist und kroch in die Ofenecke, wo er alsbald zu schnarchen begann.

„Unsere Stube ist so gut, wie alle andern Stuben,“ deklamierte er, der immer deklamieren mußte, seitdem er einmal seine natürliche Stimme in einer Schlammröhre verloren.

„Paßt sie für uns, so wird sie wohl auch für Dich passen,“ geiferte er, der seine Überzeugung einmal für ein Zwanzigpennigstück verkauft hatte in dem Irrtum, daß es ein Goldstück sei; seitdem bekam er ein saures Aufstoßen im Gewissen, sobald er irgendwo eine eigene Meinung witterte.

„Rollt die Gardinen herab, so scheint die Sonne nicht herein,“ flüsterte er, der sich niemals laut zu reden erdreistete, seitdem er einmal von seinem Herrn einen Fußtritt erhalten, als er zu sagen gewagt, dessen Hund hätte lange Ohren.

„Es fehlte bloß, daß Du uns und unsere warme Stube verließest, um in die Wüste zu gehen,“ höhnte er, der seinen Plumpfuß schleppte, als ginge er mit Eisen um die Beine.

„Du sagst das rechte Wort,“ rief ich, und von meinem Gesicht ging Sonnenschein über das Zimmer.

Da fuhren alle meine Freunde auf von ihren Plätzen. Und der Einäugige durchbohrte mich mit seinem einen Auge; und der geschnarcht hatte, wurde wach und sah dumm aus,

und dem Galligen zitterten die Lippen, als wären die Worte, die er sagen wollte, so steif von Galle, daß sie nicht herauskommen konnten, und der Flüsterer sah aus, als betete er, und der Blumpfuß bekam Krämpfe.

Ich stürzte nach der Thür; aber da riefen sie alle durcheinander: „Bedenke, hast Du einmal die Thür hinter Dir zugeworfen, so kommst Du nie wieder herein.“

Ich hielt die Klinke in der Hand, kehrte mich um und sah auf meine Freunde. Und ich erkannte sie nicht wieder; mir war, als hätte ich sie nie gesehen. Es waren Hunde, von denen ich einen Fleischsegen gerissen, falsche Spieler, die ich überführt, wilde Tiere, denen ihre Beute entschlüpft; es waren Sklaven, die ich gepeitscht, — nur eins waren sie nicht, jene, die ich vorher meine Freunde genannt. Und die Stube — sie war ein Tellohaus, eine Wolfsgrube, ein Schlangenhöhle, ein Wespenneist, — alles mögliche, nur nicht meine alte Stube.

Und ich riß die Thür auf und schlug sie hinter mir zu mit Macht. Und an den Fenstern standen sie Kopf an Kopf, — aber ich ging einsam und froh hinaus in die Mailust, unter die Maiblumen.

## VII.

Die Luft war gelb, der Regen goß, und der Donner rollte und polterte über der Stadt. Das Dunkel brach herein; ich zündete meine Lampe an und schraubte die Laden vor den Fenstern zu.

Als der Wächter im Turm der Domkirche die Mitternachtsstunde ausblies, hörte man einen Schrei wie aus den Eingeweidern der Welt, und quer durch das gelbe Lampenlicht der Stube schnitt ein bläulich-weiß blinkendes Schwert. Als ich aufsaß, sah ein fremder Mann mir gerade gegenüber an der andern Seite des Tisches. Sein Haar leuchtete blauweiß wie der Blitz, wenn das Gewitter gerade über einem steht, und fiel in geringelten Zickzacklinien über seine Stirnvölbung; sein Mund lachte wie der eines Kindes, aber die Augen schielten wie die eines Irren.

„Ich bin der wandernde Jude, den man auch Ahasverus nennt. Ich bin der Vogel Phönix, der sich alle hundert Jahre selbst verbrennt und aufs neue aus der Asche ersteht.“

Eine Weile verging, — eine Sekunde, oder eine Stunde.

„Ich bin das Gedächtnis der Menschheit, das einmal in jedem Geschlecht aufflammt in dessen Gehirn, wie der nächtliche Blitz, der eine Welt taghell beleuchtet, und es ist doch nicht Tag. Ich bin der große Hexenmeister, der die Fatamorgana der Zukunft vor die Menschen hinzubert. Ich stehe mit dem einen Fuß in dem Grau der Vergangenheit, mit dem andern in dem Dunkel des Werdens. Ich bin der Baum der Erkenntnis von gut und böse, den der Herr in Eden pflanzte.“

Wieder verging eine Weile, eine Sekunde, oder eine Stunde.

„Ich bin es, der den Zirkel durchbricht, in den der Geist der Zeit sich zusammenrollt, um stehen zu bleiben oder immer wieder seinen eigenen Kreis zu durchlaufen. Ich bin Greis und Kind. Ich bin das Gewissen des Armenmenschen, dessen Blut aus dem Allherz rinnt; und ich bin der Weissagende Prophet.“

Wieder verfloß eine Weile, eine Sekunde, oder eine Stunde.

„Lebend heiße ich der Tolle; tot heiße ich das Genie.“

Da krächte der Hahn. Der Fremde war verschwunden und durch die Ritzen der Fensterladen leuchtete die Morgendämmerung.

## VIII.

Ich hatte die flachen Buchten verlassen und die engen Sunde; denn ich war der Idyllen mit Rauch und Hütten überdrüssig geworden und hatte mich müde gesehen an der Sonne, die in merschütterlicher Dummheit auf die Gerechten und die Ungerechten scheint.

Nachdem ich durch meine ganze Jugend und über viele Meere gefegelt war auf meiner schlanken Lustjacht, begegnete mir eines Morgens, als ich auf Deck kam, der große, schöne Anblick, nach dem mein Sinn jahrelang in dunkeln Tagen und hellen Nächten gestanden. Von Horizont zu Horizont über das ganze Himmelsgewölbe spannte sich ein Portal von der

Form der Mondsichel, und auf diesem Niesenbogen funkelten in goldenen Buchstaben die Worte:

Hier ist der Eingang ins Reich der Wahrheit.

Als der Abend über das Meer sank, glitt mein Fahrzeug durch das Portal bei den Tönen einer Musik, wie man sie nicht in der Alltagswelt hört. —

Zwölf Monate hatte ich zugebracht in dem neuen Lande. Eines Tages lag ich auf dem Deck meiner Lustjacht ausgestreckt und starrte ins Weite, und meine Seele war ausruhend froh. Der Himmel war rot, rot wie die Rosen und der Wein, rot wie die Liebe und das Blut, und der Ocean war rot wie der Himmel. Und an dem roten Himmel stand die schwarze Sonne, schwarz wie Kohlen und das große Leid, und ihr Schatten fiel in die rote Tiefe wie eine kolossale Säule von der Farbe der Granate, wenn sie sich schwarz färbt. Ganz fern am Horizonte glänzte ein goldener Rand wie eine Goldfranse um den roten Teppich: — das waren meine neuentdeckten Inseln, auf denen ich umherging, ein anderer Adam im Paradiese, ein neuer Mensch in einer neuen Welt. Denn was in der alten Welt schief war, das war hier gerade, und was mein alter Mensch sich gewöhnt hatte im Zickzack zu sehen, das faltete sich hier zum Zirkel; hier hinkten die ehemaligen Tugenden auf Krücken, wie Greise, die bald sterben sollten, während die Sünden in voller Blüte standen; und die Früchte, die auf diesen unbekanntem Bäumen wuchsen, boten mir eine Kost von seltsamer Frische, obgleich sie von der Art waren, in die Mutter Eva gebissen; während ich in denen, die ich aus der alten Welt als die besten des Jahres mitführte, Würmer im Kernhaus fand.

Ich lag auf dem Deck meiner Lustjacht ausgestreckt, und mein Auge hing an der goldenen Franse um den Horizont, und ich war ausruhend froh in meiner Seele. Und die schönen Gedanken machten sich leise aus dem leichten, weißen Gefühlschleier los und legten ihn von sich und beugten sich über meine Seele und spiegelten sich in ihr. Und ihre Züge waren voller Ruhe, und ihre Augen lachten, und ihre Lippen bewegten sich, — plötzlich hörte ich meine eigene Stimme sagen:

„Glücklich, glücklich, glücklich — der die eine große Wahrheit gefunden und ausruhen kann auf ihren Wiesen. Denn ihm — was sind ihm seine Feinde? Was ist ihm der Tod? Das Leben ist seine eigene Seele, und seine eigene Seele ist der Saal eines Gastgebers, in dem er schweigende Feste feiert. Dreifach glücklich, wer auf den Wiesen ruhen und die Quellen der ewigen Wahrheit rieseln hören kann.“

Da sauste es durch die Luft und Vogelgeschrei wurde hörbar, und als ich meine Augen erhob, sah ich die roten Rämme gefüllt mit Vögeln, schwarz wie die Sonne, mit den langen, spitzen Flügeln der Seevögel, die sie auf den langen Reisen tragen. Aber als sie gerade über meinem Fahrzeug waren, senkte sich der, der voran war, und setzte sich auf die Mastspitze und redete mit menschlicher Stimme und sagte:

„Wer Anker wirft, ist bald aus dem Spiel. Gestern das gelobte Land, worin Milch und Honig fließt, heute die Wüste, in der keine Blume wächst. Dein Eldorado ist morgen ein steiniges Land. Nun sausen wir über Deinem Kopf, während Du liegst und träumst in Deinem stolzen Wohlgefühl und vergißest, daß Du selbst über alte Länder geflogen bist, wo die Menschen schliefen. Hinter Deinen Inseln liegen neue Welten und brennen neue Morgenröten.“

Und der schwarze Vogel erhob seine langen, spitzen Flügel, die Tragkraft haben für lange Reisen, und streckte sich aus am Horizont und verschwand hinter der goldenen Franse, die meine Inseln um den roten Teppich des Meeres woben. Und die schwarze Sonne flammte und ich setzte alle Segel bei, und in dem Sturm, der hinter dem Flug der Vögel herangefahren kam, schoß meine schlankte Jacht vorwärts vorm Winde, ein Vogel selbst, ein Seevogel, Sturmvogel — — —





## Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Spielhagen.

✻

(Fortsetzung.)

**N**ur haben, daß ich Magdeburg, trotzdem ich dort geboren, und die Provinz Sachsen, obschon meine Familie väterlicherseits dorthier zweifellos stammte, als meine Heimat im gemütlichen Sinne nicht betrachten kann. Wiederum darf ich Stralsund und Newvorpommern als solche, wenigstens im landläufigen Sinne, nicht beanspruchen. Schon um deshalb nicht, weil die Eingeborenen dagegen Protest erheben würden. Ihnen blieben wir Eingewanderte, oder wie der Frankfurter sagt: „Zugeloffene,“ denen man Neigung und Vertrauen nicht ohne weiteres entgegenzutragen brauchte, ja, die sich glücklich schätzen mochten, wenn man ihnen so kostbare Dinge nicht ein für allemal völlig vorenthielt. Denn diese kamen — ebenso wie die öffentlichen Ämter im Gemeinwesen vom Bürgermeister und Syndikus bis zum Ratsdiener und Nachtwächter — selbstverständlich den Stadtgenossen zu, mit denen man durch Abstammung, Sitte, Gewohnheit, Verschwägerung und Blutsverwandtschaft, Geschehnisse und Tradition (letztere mindestens bis zur Belagerung der Stadt durch Wallenstein hinab) sich verbunden wußte und fühlte. Auf diese Erbschaft hatten die Zugewanderten offenbar nicht den mindesten Anspruch, sie, die sich nach dem Verdikt der Eingeborenen schon dadurch als Fremdlinge auswiesen, daß sie nicht einmal das heimische Platt regelrecht zu sprechen vermochten.

Dem war leider in der That so. Von den Eltern konnte freilich nicht wohl verlangt werden, daß sie sich in so späten Jahren des nie zuvor gehörten Idioms nachträglich bemächtigten; aber auch meine älteren Geschwister lernten es mir eben verstehen; und wenn wir jüngeren es auch fließend sprachen — wir sprachen es als eine fremde, angelebte Sprache, ohne den Ton zu treffen, der die Musik und auch eine Sprache macht.

Die Eingeborenen haben also recht: ganz und in jedem Sinne ist Newvorpommern mir zur Heimat nicht geworden und konnte es, wie die Dinge lagen, nicht werden. Indessen möchte ich hier einen zweiten Punkt, wenigstens in Form einer Frage, zur Erwägung geben: ob nämlich, wie jemand von einer Sprache, die er mühsam erlernt, oft besser Bescheid zu geben weiß, ja ihre Schönheiten tiefer empfindet, als der, welcher sie aus dem Munde der Mutter und von Kindesbeinen wie Essen und Trinken frei behandelt hat, — ob, sage ich, nicht gerade meine, des Halbfremden, Situation eine zur eindringlichen Erfassung und objektiven Würdigung pommerischer Art und Weise besonders günstige und speciell für meine späteren Zwecke geradezu geforderte war?

Und hätten wirklich die zwölf Jugendjahre — von meinem siebenten bis zum neunzehnten — und die drei Jahre, die ich nach meiner Universitätszeit in Stralsund und Umgebung verleben durfte, noch immer nicht ausgereicht, mir das Geheimnis pommerischer Menschentums zu erschließen, — die Natur, die Dinge überhaupt sind nicht so spröde wie die Menschen, lassen sich gerne finden von dem, der redlich nach ihnen sucht, erschließen ihr Wesen willig dem, der seinerseits ihnen seine Liebe warm entgegenbringt.

Zu dieser Liebe, die wahrhaftig uneigennützig genug ge-

wesen ist, denn ich hatte auch nicht die leiseste Ahnung von den reichen Früchten, die sie mir einstmals zeitigen würde, — in dieser Liebe fühle ich mich jedem pommerischen Autochthonen ebenbürtig; in dieser Liebe bin ich Pommer durch und durch; ist Pommernland in des Wortes schönster Bedeutung mein Heimatland.

So steige denn vor dem gerührten Blick der Erinnerung auf, altherwürdige Stadt am Ufer des Belt mit deinen ragenden Türmen, langgestreckten, schmalbrüstigen, ziegelgedeckten Giebelhäusern und den Gassen, die man nicht breit nennen könnte, auch wenn die vor jedem Hause von beiden Seiten vorragenden Kellerhäufe weniger Raum beanspruchten. Die bösen Kellerhäufe! Nicht bloß, daß sie die Kinnsteine nach der Mitte der Gasse gedrängt haben, sie schließen auch die Möglichkeit der Anlage von modernen Trottoirs, ja nur altertümlichen Trittssteinen völlig aus. Und doch wären dergleichen Hilfsmittel für ein leichteres und schnelleres Fortkommen aufs innigste zu wünschen; denn das Pflaster besteht aus Steinen, die den Hölleweg, wäre er mit ihnen gepflastert, zu einem wenig betretenen machen würden.

Indessen, nirgends steht geschrieben, daß der Mensch leicht und schnell vorwärts kommen muß. Langsam führt auch zum Ziel. Überdies ist es keineswegs immer Sommer, und im Winter wandelt sich das Straßenbild. Freilich, unter den letzten Herbstgüssen haben die Kieselbäche in der Mitte noch ganz besonders ungebührlich getrubelt, dann aber sich mit einer Eiseinde bedeckt, die, je länger der Winter dauert — und er dauert in Newvorpommern manchmal recht lange — immer dicker und immer breiter wird, bis sie zuletzt die Kellerhäufe rechts und links erreicht. So ist denn auf die einfachste, natürlichste Weise eine aus dem Konglomerat von Schnee, Schmutz und Eis bestehende ebene Straße hergestellt, auf der sich die Jungen mit ihren „Peschlitten“ lustig tummeln, die mit vier Pferden bespannten Kornschlitten vom Lande glatte Bahn finden und sich auch Fußgänger mit verhältnismäßiger Sicherheit bewegen mögen, vorausgesetzt, daß sie nicht in eins der Schlaglöcher geraten, was ihnen leichtlich passieren kann. Besonders des Abends, wenn Tauwetter eingetreten ist, der Wind vom Meere heraufweht, und die an freischenden, von einer Straßenseite zur andern gezogenen Ketten in respektvollen Distanzen baumelnden Öllaternen über den Graus da unten ein spärliches Licht verbreiten, das die entschiedenste Neigung hat, ganz und gar auszugehen. Dann fehlt bloß noch, daß man — dem Tauwind zu Hilfe zu kommen, der sein Werk selbst für die geduldigen Eingeborenen zu langsam verrichtet — tagüber angefangen hat, die in der Mitte leicht ein paar Fuß dicke Eisebahn aufzuhacken und am Feierabend von der halbgethanen Arbeit gegangen ist, ohne Erbarmen mit dem Armsten, der nach eingebrochener Nacht ahnungslos in diese von Sturzbächen durchbraute und bergshohen Schmutzmoränen eingezwängte Gletscherwelt gerät!

Doch nur dem Stadtfremden oder dem Eingewanderten mögen dergleichen Zustände schwer leidlich erscheinen. Der Eingeborene stößt sich nicht daran. Er nimmt sie als etwas Gegebenes, Notwendiges hin. Ja, er hat nicht übel Lust, in ihnen eine berechtigte Eigentümlichkeit zu sehen, wie in dem Choral, der abends neun Uhr vom Turm der Nikolaikirche gelassen wird; dem „Wallen Heinrich,“ der den Musikanten mit der Laterne vorleuchtet; dem blühen „alten Hallier,“ der

an den Straßenecken seine Geige kracht und dazu von Zeit zu Zeit in ein Horn bläst, das ihm über der Schulter hängt. Und weiter: in den ichtyosauruslangen „Strandkarren,“ auf denen er das Korn vom Hafen herauf, zum Hafen hinabfährt; dem Grundwasser, das ihm gelegentlich ellenhoch in seinen Keller steigt; den Matten, von denen seine Böden überschwärmt sind; dem Kunstzwang, dem sich seine Handwerker unterwerfen; dem Kastengeist, den sich seine Bürger gefallen lassen müssen; dem „Vogelschießen,“ das alljährlich einmal im Sommer, — wie in Korinth die Wettspiele der Griechen Stämme, — so die Eingeborenen jung und alt, vornehm und gering; Senatoren, Natsverwandte, Groß- und Kleinbürger auf der Vogelwiese froh vereint.

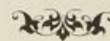
Das Vogelschießenfest ist der Silberblick des Straßmüder Lebens, dessen Eintönigkeit es für ein halbes Jahr mit der holden Erinnerung an das letztvergangene durchleuchtet und das Andere halbe Jahr mit der frohen Erwartung des nächstkommenden erwärmt. Während der dem Fest geweihten Woche herrscht in der Stadt ein saturnalischer Zustand: die Geschäfte ruhen, die Arbeit feiert, alle Welt ist „aus dem Häuschen,“ nicht bloß in der übertragenen Bedeutung des Wortes. Nur die Kranken und Verhafteten, oder anderweitig schlechterdings Unabkömmlichen sind in der verödeten Stadt zurückgeblieben. Wer nur noch halbwegs gesunde Beine hat, ist draußen, wo um das Schützenzelt, als Mittelpunkt, sich die anderen Zelte breiten — eine ganze Stadt. Denn jede Familie, die es sich leisten kann, hat ihr eigenes Zelt, in welchem vom Morgen bis zum Abend für die Verwandten und Bekannten offene Tafel gehalten wird, während das leve vulgus der minder glücklich Situierten durch die Kaffee-, Bier- und Punschzette schwärmt, an den Honigkuchen- und Spielwarenbuden würrtelt, die Karussellpferde in Atem hält; es überall singt und jauchzt, trommelt, geigt und dudelt, und durch den vielstimmigen Lärm vom Schießplatze in abgemessenen Pausen der Knall der Büchsen dröhnt. Sie haben es aber auch dazu, die Büchsen! Wenn sie nicht aus der Zeit der Wallensteinschen Belagerung stammen, so kann sie doch keiner, „wie jetzt die Menschen sind,“ hantieren. Sie müssen mit einer besonderen Maschine geladen, für den Schuß aufgelegt werden, und es gehört eine kräftige Schulter dazu, um den Rückschlag von dem Schusse auszuhalten. Aber der Vogel, dem es gilt, ist auch solcher Büchsen wert: ein riesiges, aus festem Eichenholz gezimmertes, rot bemaltes, mit einer Krone geschmücktes, lang vorgestreckten Halses auf ausgespannten Schwingen an die Spitze der turmhohen Stange kunstvoll geschmiedetes mythologisches Ungetüm, das es an Zähigkeit der Widerstands- und Lebenskraft mit dem dicksten Aberglauben aufnimmt. Schon ist der Abend des zweiten Tages angebrochen und die Schar seiner Angreifer da unten — der Biedermänner mit den derben Schultern und Häuten, den falkenscharfen, blauen Augen in den braunen, erregten Gesichtern — hat ihm noch immer nicht den Garaus machen können. Zwar Krone, Kopf und Kragen, die mächtigen Schwingen, den charaktervollen Schweif hat es gestern bereits eingebüßt; der eichene Leib ist ihm heute Stück für Stück abgeplittert worden bis auf ein allerletztes, nur noch ein paar Kubitzoll messendes. Aber gerade um das handelt es sich. Solange das noch festhält, ist der Vogel nicht „abgeschossen“ und ermangelt die brave Schar ihres „Königs,“ des „neuen“ nämlich. Der „alte,“ der vom vergangenen Jahr, könnte es

zwar zum zweitenmal werden; aber er hat eben seinen Schuß abgegeben, — umsonst; und bis er wieder an die Reihe kommt, ist der entscheidende sicher längst gefallen. Die Aufregung hat jenen höchsten Grad erreicht, in welchem keiner mehr sprechen mag, kaum noch zu atmen wagt. Die Augen der tausendköpfigen Menge, die in diesem kritischen Momente von allen Seiten, Ecken und Enden aus dem Zeltlager zusammengeströmt ist und in geschlossenen Massen den streng abgegrenzten eigentlichen Schießplatz umgiebt, — sie haben nur ein Ziel: jenes faustgroße, in der Dämmerung kaum noch erkennbare formlose Stückchen Holz da oben auf der Stange. Zu einer Ewigkeit ist den Harrenden die halbe Minute geworden, die der Schütze, der am Schuß ist, nun schon im Anschlag liegt. Endlich fährt ein rötlicher Blitz aus dem emporgestreckten Büchsenlauf; seinen Donner verschlingt der Jubelruf der Menge: Hurra! Hurra! Hurra dem Schützenkönig! — Glückseliger Mann! Er würde mit keinem wirklichen Könige tauschen, während ihm jetzt die Väter der Stadt — voran der Bürgermeister, die andern *secundum ordinem* — zu seiner Würde gratulieren; die silberne Ehrenkette von der Brust des alten Schützenkönigs an die seine wandert, und er, so geschmückt, nach manchem tiefen Ehrentrunk mit demselben Pomp, mit welchem man gestern morgen auszog, unter Trommelschlag und Pfeifenklang, rechts und links neben ihm barhäuptig die beiden jüngsten Senatoren, umbraust von der jubelnden Menge, in die abendliche Stadt zurückgeführt wird.

Ich vermute, daß der Straßmüder von heute seine geliebte Stadt und ihr Leben in dieser Schilderung nicht wiedererkennt; aber was kann ich dafür, daß seine Erinnerungen nicht fünfzig und einige Jahre zurückreichen? Ich gebe ihm ohne weiteres zu, daß seine Stadt heute in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht; wie jede moderne Stadt sich der Vorteile der Gasbeleuchtung, Kanalisation, Wasserleitung, gangbarer Trottoirs erfreut; auf der Eisenbahn angekommene Fremde sogar Droschken vorfinden. Nur die Versicherung muß er mir gestatten: in meinen Augen hat sie, im Vollbesitz aller dieser nützlichen Neuerungen, nur aufgehört, das höchst charakteristische Unikum zu sein, als welches sie in meiner Erinnerung wandellos fortlebt. Und kann ich ihn weiter versichern: nicht bloß als ein Charakteristisches, sondern, trotz jener obbemeldeten Eigentümlichkeiten, an und für sich Schönes.

In welchem ich, rückwärtsdenkend, mich ergehe wie in einem Zaubergarten, der von einer Sonne, einem Mond beschienen wird, wie sie sonst nirgends auf der Welt scheinen. Und dieser Zauber liegt für mich nicht nur auf der alten Stadt mit ihren von Krähen umschwärmten, ehrwürdigen Kirchen, — er breitet sich von ihr weiter über die stillen, umbuschten Teiche, die zusammen mit dem Meere das Terrain, auf dem sie liegt, zu einer Insel machen; über die in Gärten eingebetteten Vorstädte, aus denen man dann, kaum den Übergang merkend, in das eigentliche platte Land gelangt: prächtige Wiesen, endlose Kornfelder mit ihren einzeln liegenden Gutshöfen, — idyllische, von dunkeln Waldstreifen eingerahmte Bilder, die einander zum Verwechseln gleichen, wenn man sie aus den Fenstern des dahinraffenden Eisenbahnzuges sieht, und von denen doch jedes für den sinnigen Wanderer seine ganz bestimmte Physiognomie hat.

(Fortsetzung folgt.)



## Groß- und Kleinrussen.

von  
Karl Emil Franzos.

### I.

Von einer Nationalitäten-Frage in Rußland ist — wenn man die Polen und die Baltten abrechnet — in europäischen Zeitungen kaum je die Rede; daß die „Russen“ der offiziellen Statistik des Zarenreichs so wenig ein einheitliches Volk sind, als etwa die Bewohner der Schweiz, ist eine Wahrheit, die wenige wissen, geschweige denn gar in ihrer vollen Bedeutung erkennen. Hört man zuweilen, daß dem herrschenden großrussischen Stamme der unterjochte kleinrussische gegenübersteht und mit der Kraft der Verzweigung um die Erhaltung seines Sonderlebens ringt, so denkt man dabei höchstens an provinzielle Besonderheiten, die den Westen nicht interessieren können. In Wahrheit aber handelt es sich um zwei grundverschiedene Völker, die durch alles getrennt sind, was Völker scheiden kann, durch Sprache, Sitte, Typus, Geschichte und Nationalbewußtsein.

Der Ursprung freilich ist ein gemeinsamer: bis zur Eroberung durch die Mongolen (1240) waren die slavischen Bewohner Rußlands, obwohl in unzählige Kleinstaaten zerfallen, doch in Sprache und Sitte ein Volk. In geistigen Dingen hatte der Süden die Führung, namentlich Kiew: hier entstanden die ersten ehrwürdigen Sprachdenkmale, das Igorlied, die Annalen des Nestor; zu politischer Macht aber konnten es auch die Kiewer Fürsten nicht bringen, so wenig wie ihre nordrussischen Vettern; so unterlagen sie getrennt dem mongolischen Ansturm. Von da ab sind Nord und Süd getrennte Wege gegangen: der Norden vermischte sich mit den mongolischen Elementen und wurde zur Heimstätte einer neuen, der großrussischen Nationalität; der Süden blieb fast reinblütig, geriet aber nacheinander unter die Herrschaft der Litauer, dann der Polen, und vermochte seine Sprache, die Tochter der altrussischen, die kleinrussische, nur deshalb zu bewahren, weil die einzig wirksamen Mittel einer Entnationalisierung, die geistigen, der Anschauung der Zeit völlig fern lagen; auch der orthodoxe Glaube, der die Unterjochten von ihren Herren unterschied, wurde ihnen anfänglich ungestört belassen. Als dann, im 16. Jahrhundert, die Polen erkannten, daß das Delotenvolk durch die verschiedene Sprache, den verschiedenen Glauben eine Gefahr für ihr Staatsweien bedeute, erwies sich diese Erkenntnis als zu spät gekommen: die Kleinrussen setzten dem Missionskrenz des Jesuiten trotzige Gleichgültigkeit, dem Schwert des Woiwoden aber, welches das Katholischmachen besorgen sollte, die Senfe und den Dreischlegel entgegen. So charakterisierte sich die Geschichte der Kleinrussen unter polnischer Herrschaft als ein steter Kampf des Schwachen gegen den Starken, bei welchem der letztere doch nur scheinbar zum Ziele gelangt: jeder gewaltsamen Befehring folgt eine Rückkehr zum alten Glauben, jeder „Pacifizierung“ ein neuer Aufstand, bis der östliche Zweig des unterjochten Volkes, der in den Steppen zwischen Don und Wolga ungestört seinem Kriegs- und Raubhandwerk nachgegangen, in die Geschichte desselben eingreift — die Kosaken. Mit ihrer Hilfe erringt Bogdan Chmelnicki mindestens den östlich vom Dnjepr wohnenden Kleinrussen die Unabhängigkeit vom Polenstaat, die freilich bald gegen das russische Joch vertauscht werden muß, weil die Vertreter zu schwach sind, sich zwischen den beiden mächtigen Staaten zu behaupten. Der Anschluß an Rußland geschieht freiwillig: durch den Vertrag von Perejaslaw (1654); Zar Alexei verbürgt den Kleinrussen für die Anerkennung seiner Souveränität das Recht der Selbstverwaltung und voller nationaler Freiheit. Rechnet man hinzu, daß es „Rechtgläubige“ waren, unter deren Schutz sich das östliche Kleinrußland durch diesen Vertrag stellte, während das westliche bei dem katholischen Polen verblieb, so darf es nicht wundern, daß es damals als ein Glück erschien, „am linken Ufer geboren zu sein,“ also unter moskowitzischem Schutz

zu stehen. Aber es war ein zweifelhaftes Glück, wie wir nun des näheren darlegen wollen.

Die Kunst zu lernen und zu vergessen, hat keine Nation in geringerem Grade verstanden, als die Polen. Dies gilt auch von dem letzten Jahrhundert ihrer Selbständigkeit und ihrem Verhältnis zu den Kleinrussen in der Zeit von 1686 bis 1795, während welcher Jahre sie successive diese ihre Unterthanen verloren, zum größten Teil an Rußland, zum kleineren an Österreich. Die Tendenz der Entnationalisierung und Katholisierung blieb dieselbe und wurde in Thaten umgesetzt, wo und wie es anging; aber wenn auch der Wille ungeschwächt fortwirkte, so zwangen doch die Verhältnisse zu einer teilweisen Änderung der inneren Politik. Der hinsichtlichende Staat hatte mit der inneren Zwietracht und den äußeren Gefahren soviel zu schaffen, daß ihm für gewaltsame Befehringen die Kraft fehlte; auch hatte man die Bauernrevolten — nur als Jügel war die Angst vor der Einnischung Rußlands, welches stets auf dem Sprunge stand, den bedrohten Glaubensbrüdern beizustehen, als Mittel zum Zweck, Polen zu seinem Vasallenstaat zu machen. Mit Mut und Energie die letzte Konsequenz dieser Verhältnisse zu ziehen, aus der Not eine Tugend zu machen, den Dissidenten volle Glaubens- und Sprachenfreiheit zu gewähren und dadurch nicht bloß dem gierigen Nachbar die Handhabe zur Einnischung zu entziehen, sondern auch die Sympathie aller Kleinrussen, selbst jener im Zarenreich, sich zuzuwenden — zu all dem reichte die politische Einsicht, die moralische Kraft der «Respublica Polonia» und ihrer Schattenkönige nicht aus; man begnügte sich mit halben und zweideutigen Mitteln und statuierte das Kuriosum, daß derselbe Staat dieselbe Nationalität je nach dem Wohnort ein Jahrhundert hindurch verschieden behandelte. In Galizien, Podolien, Volhynien, kurz in allen von Rußland fernliegenden Woiwodschaften wurde der alte Druck konsequent fortgeübt, nicht bloß durch Mittel der Gewalt, sondern auch der Intelligenz und der Bestechung, und hier gelang es denn der polnisch-jesuitischen Propaganda wirklich, im Laufe der Jahre auch den Bürgerstand und die höhere Geistlichkeit für sich zu gewinnen, so daß die kleinrussische Bevölkerung Galiziens, als das Land an Österreich fiel, thatsächlich nur, wie der polnische Spottreim besagte, aus «pop» und «chlop» (Priester und Bauer) bestand, in welchen das Nationalgefühl nur noch gleichsam instinktiv fortlebte. Anders in den an Rußland grenzenden Landesteilen, wo es galt, jeden Anlaß zur Einnischung fernzuhalten, ja sogar, wenn möglich, bei den unter russische Herrschaft geratenen Kleinrussen moralische Eroberungen zu machen. Hier war die Praxis eine gelinde; hier kam keine offene Gewaltthat in größerem Stile vor; ja zuweilen wurden die „Mezer“ sogar mit großer Ostentation, allerdings nur in kleinen Dingen, begünstigt. Die neuerdings aufgeproffene Litteratur, hauptsächlich populär-theologische Charakters und gegen den Katholizismus gerichtet, mußte den Polen naturgemäß ein Dorn im Auge sein, aber man ließ sie, einige kleinliche und zaghafte Hinderungen abgerechnet, gewähren. Freilich konnte diese Diplomatie der Schwäche nicht mehr nützen; die Kleinrussen hielten an ihren Gesinnungen fest: der Pole war nun einmal der papistische Erbfeind, von dem nur Schlimmes kommen konnte. Und eben darum kam so wenig Schlimmes von ihm. Nur an den Abhängen der Karpathen eine teilweise Abtötung des nationalen Lebens, in den anderen Landesteilen ein Aufschwung desselben, — dies das Facit des letzten Jahrhunderts polnischer Herrschaft.

Anders und schlimmer gestalteten sich die Schicksale jenes größeren Teils der Nation, welcher an Rußland gefallen. Hier waltete ein starkes, ja eisernes Regiment; hier waren Herrscher und Beherrschte durch denselben Glauben verbunden und die letzteren nicht von vornherein mißtrauisch. Die moskowitzische Politik gegen Kleinrußland, eine Politik von größter Konse-

quenz und Rücksichtslosigkeit, läßt sich moralisch unmöglich rechtfertigen; begreiflich wird sie nur, wenn man sich die Motive klar zu machen sucht: weitaus stärker als der nationale Fanatismus, welcher die Unterdrückung und Assimilierung des schwächeren Bruderstammes als Selbstzweck anstrebte, wirkte die Tendenz, den unruhigen, der Botmäßigkeit entwöhnten, von den kriegerischen Traditionen der Befreiungskämpfe erfüllten Stamm deshalb seines Sonderlebens zu berauben, um ihn als gefügiges Glied der „stummen Herde“ der übrigen Unterthanen einreihen zu können. Es war wenigstens zunächst eine sozial-politische, nicht eine nationale Agitation, und sie wurde denn auch mit den Waffen der Staatsgewalt, nicht mit denen des Geistes, begonnen und bis zu einem gewissen Punkte durchgeführt. Wie es damals überhaupt um die „geistigen“ Waffen Moskaus stand, soll später angedeutet werden, hier sei eine knappe Übersicht der politischen Ereignisse gegeben, nicht nur, weil sie an sich lehrreich und als Illustration zu den Phrasen des Panславismus interessant ist, sondern auch, weil ohne sie die geistige Geschichte der Nation im 18. und teilweise auch im laufenden Jahrhundert ganz unverständlich wäre.

Schon der Beginn, unmittelbar nach der Annexion, fiel drastisch genug aus. Den Kosaken war das Wahlrecht ihres Hetmans gewährleistet worden, sie durften es auch üben, aber nur nach des Zaren Befehl; der erste in dieser Weise „frei und ohne Zwang“ Erwählte war ein Anhänger Rußlands, Iwan Samailowicz. Damit war die weltliche Selbstverwaltung der Kleinrussen im Wesen beseitigt, ein zweiter Schlag zertrümmerte die kirchliche Unabhängigkeit. Der Metropolit von Kiew war in der polnischen Zeit von den Äbten der kleinrussischen Klöster aus ihrer Mitte gewählt, vom Patriarchen von Konstantinopel geweiht worden; das Ernennungsrecht des letzteren war nur ein nominelles. Nun wurde der Patriarch Dionysius durch russisches Geld bevogen, auf dieses Recht zu Gunsten des Moskauer Patriarchats zu verzichten, welches sofort, ohne das Wahlkapitel zu befragen, einen Großrussen, den Fürsten Tschetwertinski zum Metropolit von Kiew ernannte. Der dritte Schritt war die Ansiedelung mehrerer tausend großrussischer Kolonisten auf dem neu erriengenen Boden. Dies der Beginn, dem die Fortsetzung entsprach. Die kleineren Details der Centralisation zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung; genügen mag, daß kein Mittel der List und Gewalt unbenutzt blieb. Das meiste vollzog sich in der Stille, ohne offizielle Motivierung; war eine solche unumgänglich, so wurde die „Vändigung unruhiger Elemente“ oder gar die dreiste Unwahrheit vorgeführt, daß Polen die im Süden lebenden Russen „zum Abfall von der Rechtgläubigkeit“ verleiten wolle, wovon diese mit Strenge abgehalten werden müßten. Daß es sich daneben auch um einen Entnationalisierungsprozeß handle, räumte die russische Regierung nie ein, im Gegenteil begegnen wir von Beginn an der mit aller Schärfe festgehaltenen Fiktion, daß der Süden gleichfalls von Russen bewohnt sei, deren Sprache nur eben im Laufe der Jahrhunderte durch einzelne Polonismen entstellt worden wäre.

Es ist begreiflich, daß die Kleinrussen an einer anderen Ansicht über ihre Sprache festhielten, und daß ihr Gemüt, durch die oben erwähnten und hundert andere Willkürakte tief erbittert, sich nicht durch die Versicherung beruhigt fühlen konnte: dies alles sei als Strafe für den beabsichtigten Abfall von ihrem, mit so grenzenlosem Opfermut bewahrten Glauben über sie gekommen. Schon am Ausgang des 17. Jahrhunderts begann es zwischen Don und Wolga zu gären; im Jahre 1701 spielte sich der erste Hochverratsprozeß ab. Einige Hauptleute der Kosaken wurden verurteilt, weil sie die Meinung geäußert: Worthalten müsse gegenseitig sein, kümmern sich Moskau nicht um seine Zusagen, so seien sie auch der ihren quitt und wollten lieber dem Sultan als dem Zaren dienen. Gleichwohl griffen die Kosaken selbst dann noch nicht zu den Waffen, als es 1705 in ihrer Nähe, in Astrachan, zu einem Aufstand kam und sich die Führer desselben um Hilfe an sie wandten; es war ein Ausbruch des altrussischen Fanatismus gegen die

von Peter dem Großen dekretierte Kleiderordnung; dieser Kampf um die Partiformen stand den Interessen der Kleinrussen zu fern. Noch mehr, sie thaten freiwillig ihre Pflichten gegen die rebellischen „Kastolnits“ (atgläubigen Sektierer), über welchen Beweis loyaler Gesinnung niemand erstaunter war als Peter selbst. Die Belohnung sollte nicht ausbleiben; waren die Kosaken so gefügig, dann ließen sich auch die Zügel, statt allmählich, mit einem Ruck anziehen; schon 1706 erschien ein Ukas, welcher den Kosaken geänderte Wohnsitze anwies, gleichzeitig rückte Fürst Dolgoruki mit moskowitzischen Truppen in ihr Gebiet ein, den Ukas zwangsweise durchzuführen. Da erst brach der Aufstand los, ein alter Feldhauptmann, Kondrat Bulawin, trat an die Spitze, die Truppe Dolgorukis wurde niedergemacht, ein gleiches Los traf einige von Now her anrückende Regimenter; die Flamme griff immer weiter; der ganze Südosten des Reichs war in Gefahr, da bald die Sektierer, Tausende von Desertieren der regulären Armee, dazu gewaltige Bauernscharen aus dem Norden mit den Kosaken gemeinsame Sache machten. Das nationale Gepräge des Aufstehes verwißte sich immer mehr; er war zum Kampf aller unzufriedenen und desperaten Elemente gegen die Staatsgewalt geworden. Peter erkannte die ungeheure Gefahr, die um so größer war, als ja gleichzeitig der Krieg mit Schweden tobte, und sandte, so schwer er sie auch entbehren konnte, immer neue Truppen gegen die Rebellen, doch fochten seine Feldherren mit wechselndem Glück. Es ist ein überaus bezeichnendes Detail, daß den Kosaken selbst vor ihren Bundesgenossen zu grauen begann; sie schälten ihre Sache blank heraus, indem sie die Botschaft an den Zaren sandten: sie wünschten nur Wahrung ihres eigenen Gemeinwesens und seien daher für ihr Teil bereit, Frieden zu schließen und weiter ostwärts andere Wohnsitze zu suchen. Peter, durch das Heranrücken Karls XII. in äußerster Bedrängnis gebracht, schien geneigt, darauf einzugehen; er befahl seinen Truppen, nicht weiter vorzurücken. Da half ihm der Sieg eines Feldherrn, den die Ordnung nicht erreicht, aus der Klemme. Den Anführern sank der Mut; Bulawin gab sich selbst den Tod (Juli 1708); zwei Monate später war die Ruhe gänzlich hergestellt. Durch welche Grauel der Strafe und Rache die Staatsgewalt ihren Sieg feierte, sträubt sich die Feder anzudeuten; die unbegreifliche Grausamkeit sündet wohl auch darin ihre Erklärung, daß Karl XII. sich gleichzeitig (September 1708) den Grenzen Kleinrusslands näherte; die gebändigte Provinz sollte vor dem Bund mit dem auswärtigen Feinde abgecheckt werden. Die Rechnung erwies sich als teilweise trügerisch; gerade jener Mann, den die Regierung selbst an die Spitze Kleinrusslands gestellt, entrollte neuerdings die Fahne der nationalen Erhebung.

Es war Jan Mazaepa, sicherlich die merkwürdigste und, nächst Chmelnicki, die gewaltigste Gestalt der kleinrussischen Geschichte. Es ist kein Zufall, daß dieser Mann bis heute die Poeten viel nachhaltiger beschäftigt als die Geschichtsschreiber; mit derlei rätselhaften Naturen wird die Phantasie, welche idealisieren und zuspitzen darf, leichter fertig als der Drang nach der Wahrheit. Aber kein Zufall ist es wohl auch, daß sein Name, dessen Ruhm geniale Dichter über den Erdball getragen, uns aus den Liedern seines Volkes nur spärlich entgegenlingt. Daß sein persönlicher Ehrgeiz riesengroß, sein Nationalgefühl winzig klein gewesen, darin liegt, glaube ich, nicht allein im idealen Sinne seine tragische Schuld, sondern auch ganz real der wirkliche Grund seines Unterganges. Freilich wird diese Anklage durch seinen Bildungsgang halb entwaffnet: dem podolischen Landadel entsprossen, am Hofe König Kasimirs erzogen, mußte er sich damals, trotz seiner kleinrussischen Abstammung, nur als Pole fühlen, und als ihn die Folgen seines Liebes-Abenteuers, welches die Dichter so gern schildern, in die Ukraine trieben, da konnte ihm zunächst nicht sein Gemüt, sondern nur die Klugheit gebieten, sich hier durch den Anschluß an die Nationalität, welcher seine Ahnen angehört, eine mächtige Stellung zu begründen. Kühn, lebenswürdig und gebildet, war er auch schlau genug, um sich das Vertrauen der herrschenden, wie der beherrschten Nation zuzu-

wenden. Als Iwan Samailowicz 1687 entsetzt wurde, machte ihn die Regierung zum Hetman Kleinrußlands, aber auch eine freie Wahl des Volkes wäre nicht anders ausgefallen. Es war eine überaus schwierige, ja von vornherein fast unmögliche Stellung; nach des Zaren Tendenz sollte der Hetman nur sein Statthalter, das wichtigste Werkzeug des Einzelstaates, nach des Volkes Anschauung die Verkörperung und der Hüter der Autonomie sein; verdarb er es mit dem Zaren, so würde er abgesetzt, verwirkte er das Vertrauen des Volkes, so war er nur ein, durch die Staatsgewalt auf seinem Posten erhaltene „Knecht“, dessen Stellung in dieser unruhigen Provinz eine überaus peinliche war, und der zudem gewärtigen mußte, bei der ersten Gelegenheit, wo man dem Volkswillen eine scheinbare Konzeßion machen wollte, fortgeschickt zu werden. Es war, wie sich ein kirchlicher Chronist drastisch ausdrückt, „ein Amt, schlimmer als das Fegefeuer, denn die Qualen sind gleich groß; aber durch jenes wird die Seele geklärt, während sie hier verdirbt.“ Freiwillig, fügt er hinzu, werde dies niemand erbulden. Mazepa ist mehr als zwanzig Jahre lang der Hetman Kleinrußlands gewesen; schon die bloße Thatsache beweist ein seltenes diplomatisches Talent; aber noch mehr: er ist fast die ganze Zeit über vom Zaren und vom Volke gleich geschätzt, ja als unentbehrlich betrachtet worden. Daß dies ohne „Verderbnis der Seele,“ Lug und Trug nach oben und unten, nicht abging, ist selbstverständlich; betont muß jedoch werden, daß Mazepa in seinen Mitteln und Zwecken nicht unmoralischer war, als jeder andere Staatsmann seiner, wohl auch — viel späterer Zeiten. Die gefährlichste Klippe wußte er dadurch zu umschiffen, daß er immer zur Zeit, da ein neuer Ullas erschien, entweder außer Landes war oder den Zaren durch die Vorstellung, daß dies die Autorität des Staates stärke, bewog, seine Weisungen direkt, durch moskowitzische Truppen, gleichsam über des Hetmans Kopf hinweg durchzuführen zu lassen; so entging er dem Dilemma, ungehorsam oder dem Volke verhaßt zu werden. Das letztere wußte er sich durch möglichst geordnete Rechtspflege und Verwaltung, durch persönliche Übung nationalen Brauchs, die Regierung durch Gehorsam in kleinen Dingen, durch Aufrechthaltung der Ruhe geneigt zu machen; beiden imponierte er durch seine machtvolle Persönlichkeit, durch seine Verdienste als Diplomat und Feldherr in den Kriegen gegen Türken, Tataren und Polen. Es ist kein Zweifel, daß er, der seine Provinz so erfolgreich gegen den äußeren Feind verteidigte, auch manche Unbill ihres Herrschers von ihr hätte abwenden können; wenn er dies unterließ, so geschah es nicht bloß aus Vorsicht, sondern weil es ihm in die eigenen Pläne paßte, daß das Volk an „Disciplin“ gewöhnt und insbesondere der Trotz der Kosaken gebrochen werde. Denn wie partiell auch die Darstellung sein mag, welche russische Historiker, so namentlich Solowjew, von Mazepas Politik entwerfen, — den Beweis, daß er sich schon früh mit „hochverrätherischen Plänen“ getragen, haben sie erbracht. Was dem hochherzigen, selbstlosen Chmelnicki mißlungen, wollte er durchführen: die Begründung eines unabhängigen kleinrussischen Staates, in welchem er nicht, gleich Chmelnicki, der „primus inter pares,“ sondern der absolute Herrscher sein wollte. Daß dies nur durch auswärtige Hilfe geschehen könne, war ihm klar; er suchte Fühlung mit den Nachbarn. Der diplomatische Hexenmeister, welcher gleichzeitig dem Zaren als Vändiger der Kleinrussen, diesen als ihr Hort zu erscheinen verstand, brachte es auch fertig, von Peter dem Großen als Schwert Rußlands gerühmt und von Polen und Tataren als ihr heimlicher Bundesgenosse betrachtet zu werden. Lange währte dies Doppelspiel, weil Mazepa ganz sicher gehen wollte; als im Herbst 1707 der Aufstand unter Bulawins Führung seinen Höhepunkt erreicht hatte und Karl XII. von Sachsen her als Bundesgenosse des von ihm eingesetzten Polenkönigs Stanislaus Leszczyński gegen Moskau heranzog, hielt es der Hetman wohl an der Zeit, auch ein formelles Schutz- und Trutzbündnis mit Polen und Schweden zu schließen; aber zur That war er noch nicht zu bewegen, und ließ darum auch die flehentlichen Bitten der Aufständischen, sich an

ihre Spitze zu stellen, unberücksichtigt, zuletzt noch im Juni 1708, als Karl XII. bereits bei Mohilew stand. Man darf getrost aussprechen, daß die Stunde, in welcher Mazepa dem Flehen der Kosaken dieses „Nein“ entgegensetzte, von welt-historischer Bedeutung war; denn wer den Volkscharakter kennt, wird nicht daran zweifeln, daß es dieser Moment war, in welchem sich das politische Geschick Kleinrußlands für immer entschieden hat. Mazepa zögerte, weil er abwarten wollte, ob Peter den Anmarsch Karls XII. aufhalten könne, zögerte, weil ihm die Gebote der Vernunft alles, jene der nationalen Empfindung nichts bedeuteten, weil es für seinen Kalkül wenig galt, „ob einige tausend Kosaken mehr oder weniger auf der Welt seien.“ Hätte er sich damals zur That entschlossen, sein ganzes Volk wäre ihm begeistert gefolgt, und dann wäre auch die Entscheidungsschlacht zwischen Peter und Karl XII. anders ausgefallen, — die Folgen sind kaum zu ermessen. So aber gewann Rußland Zeit, den Aufstand zu erdrücken, und als Karl XII. kaum vier Monate darauf den Boden Kleinrußlands betrat und gleichzeitig Mentischow im Auftrage Peters herbeieilte, um Mazepa, dessen Verrat notorisch geworden, gefangen zu nehmen, als der Hetman nun endlich handelte, mit etwa 7000 Mann zu Karl XII. stieß und gleichzeitig (22. Oktober 1708) sein Manifest an das Volk erließ, daß die Stunde der Befreiung geschlagen, da war es zu spät: nicht weil es nun „einige tausend Kosaken weniger“ gab, sondern weil die Nation nun für seine Stimme taub war, wie er einige Monate vorher für die ihrige. Mit Grauen wurde er gewahrt, wie nur wenige, seinem Rufe folgend, zu den schwedischen Fahnen stießen, ein Teil apathisch blieb, ein anderer sogar für den Zaren Partei nahm. „Selbstmörder!“ schrie er auf — und es steckt viel Wahrheit in diesem Verzweiflungsschrei. Was dieser Einzelne im Übermaß besaß, nüchternen politischen Verstand, daran war sein Volk von je sehr arm; dafür ist dieser Augenblick der deutlichste Beleg. Als an jenem Sonntage von 1709 bei Poltawa hüben und drüben Kleinrussen unter Waffen standen und Peter mit Hilfe der Donischen Kosaken die Reitercharen Mazepas schlug, da wiederholte sich nur eine traurige Erscheinung in der Geschichte dieses Volkes; der Bruderzwist hatte einst auch den Mongolen den Sieg gesichert und später das Volk so sehr geschwächt, daß es sich unter Chmelnicki die Freiheit nicht mehr aus eigener Kraft dauernd zu erringen vermochte. Mit Mazepa, der am 22. September 1709 auf fremder Erde starb, sank auch der Traum von einem kleinrussischen Staate für immer ins Grab.

(Schluß folgt.)



## Die erste Entscheidung über das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

Von

Bruno Meyer.

Quousque tandem . . . ?

„Die Konkurrenz sind das Palladium unseres Standes!“ so schrieb vor Jahren die „Deutsche Bauzeitung,“ als das Organ der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine; und das neueste Ereignis auf dem Gebiete scheint ihr in gewissem beschränkten Sinne recht zu geben. Denn in der Konkurrenz um das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm hat, dank dem Ausfall einer öffentlichen Wettbewerfung, die Architektur — wenigstens vorläufig — gesiegt. Ob es aber irgend einen allgemeineren Standpunkt giebt, von dem dieser Sieg mit Freude betrachtet werden könnte, das dürfte kaum zweifelhaft sein, sondern dreißt und rund verneint werden müssen. Namentlich von jedem nicht handwerklich geschäftlichen, sondern wirklich künstlerischen Standpunkte aus stellt sich der Verlauf dieser Versuchskonkurrenz leider nur wieder als ein neuer schlagender Beweis dafür dar, daß das Konkurrenzwesen als ein „Palla-

dium“ des Künstlerstandes überhaupt nur betrachtet werden kann, wie die Kette als Palladium des Sklaven, oder der Majenring als Palladium des Tanzbären. Wenn sich schon aller ersten Freunde der Kunst und aller aufrichtigen Teilnehmer an dieser Denkmalsidee angeichts der eröffneten Ausstellung eine nur gelegentlich von unerwehrenden schüttelnden Heiterkeitsausbrüchen unterbrochene Niedergeschlagenheit bemächtigte, so hat der Ausspruch der Jury, soweit er ohne Veröffentlichung der Motive — die zur Zeit noch aussteht und wer weiß ob je erfolgt — verständlich ist, die vollständige Ergebnislosigkeit der Konkurrenz besiegelt, und es gilt, aus dem Schiffsbruch dieser unberechenbaren Masse von künstlerischer Arbeitskraft zu retten, was zu retten ist, wenn das auch leider fast ausschließlich negative Erfahrungen sind.

Der Mißbrauch mit den Konkurrenzen hat es dahin gebracht, daß man sich jetzt möglichst jeder vorbereitenden Mühe überhebt und irgend einen Gedanken in seiner allerfeinsten Urgehalt den Künstlern als Köder hinwirft, um so vielleicht, wenn auch noch lange nicht zu einer passenden Verwirklichung, doch zu einer bestimmteren Fassung des Gedankens zu gelangen. Im vorliegenden Falle war dieser Zweck der Preisauszeichnung mit aller wünschenswerten Offenheit ausgesprochen worden. Man wollte insbesondere über die Platzfrage ins Klare kommen, und dann auch darüber, in welchem Umfange etwa auch die Baukunst zur Lösung der großen Aufgabe mit herangezogen werden könne und müsse. Jedoch schon die Künstler scheinen die Vorläufigkeit dieser Fragestellung nicht scharf genug beachtet zu haben. Die Platzfrage haben sie ja meist in dem Sinne beantwortet, daß sie bei sehr breit angelegten Plänen einfach nach dem weiträumigsten Platze gegriffen haben, oder daß sie bei bescheideneren Entwürfen den Salomonischen Bescheid erteilt haben, man könne das Denkmal hinstellen, wo man wolle. Die Hindeutung aber auf die mögliche Mitwirkung der Baukunst hat selbst die bedeutendsten konkurrierenden Bildhauer zu baukünstlerischen Überschwenglichkeiten verleitet, deren trauriger Erfolg der ist, daß die Ausstellung der Entwürfe in erster Linie dieser unvergleichbaren Aufgabe gegenüber einen vollständigen Bankbruch der Plastik in die Erscheinung treten läßt. Und nun hat die Jury das Ziel der Ausschreibung anscheinend noch weniger fest im Auge zu halten vermocht. Die Platzfrage ihrer Lösung entgegenzuführen hat sie kaum erstrebt; denn sie hat sich Lagen des Denkmals gefallen lassen, die in der Preisauszeichnung gar nicht zur Auswahl gestellt waren; und wenn z. B. kein Plan für die Schloßfreiheit vor ihren Augen Gnade gefunden hat, so kann sie dafür nicht einmal auf allgemeinen Beifall rechnen.

Das abgegebene Urteil, welches die beiden ersten Preise rein architektonischen Entwürfen, die vier zweiten solchen mit überwiegender Architektur und zum Teil fast dürftiger Gestaltung des Denkmals selber zugesprochen hat, erklärt sich leicht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß aus bürokratischen Gespögenheiten in die Jury eine sehr starke Beimischung des Laienelements gekommen ist. Das Urteil von Laien aber ist gegenüber von architektonischen und plastischen Entwürfen meist zu Gunsten der ersteren bestochen. Unsere heutigen Architekten empfangen einen so fabelhaften Drill in der zeichnerischen Darstellung, und sind an solch unerhörten Aufwand in Zahl und Durchführung der zu einem Plane gehörigen Zeichnungen gewöhnt, daß eine nur einigermaßen lebensfähige baukünstlerische Idee fast immer in einem bestechenden äußeren Gewande auftritt. Dagegen können unsere Bildhauer nicht zeichnen. Es kann dreist behauptet werden, daß wir heute keinen einzigen Bildhauer in Deutschland haben, dessen Handzeichnungen nach fünfzig Jahren noch, wie die des alten Schadow, mit Bewunderung betrachtet und zur Freude eines nachgeborenen Geschlechtes zur Vielfältigung gelangen werden. Damit können sie also ein Laienauge nicht gefangen nehmen. Ihre plastischen Skizzen aber sind der Natur der Sache und der Gewohnheit nach wenig ausgeführt. Der kleine Maßstab würde einen unerwünschten Aufwand von Arbeit erfordern, und der Zweck für den der Bildhauer seine kleinen Modelle macht, wird für

ihn trotz der flüchtig hingeworfenen Einzelheiten genügend erreicht. Letztere bleiben der endgültigen Ausführung vorbehalten. Was hierbei aber erst in die Arbeiten hineinkommt, sieht der Laie aus der rohen Skizze nicht heraus. Ja, er wird vielleicht durch eine einzelne Unfertigkeit, wie z. B. eine fehlende Bildnisähnlichkeit, von vornherein abgelenkt, ohne überwältigender Schönheiten im Grundgedanken oder im Gesamtaufbau auch nur zu achten.

Nun kommt bei dieser Preisbewerbung noch etwas hinzu. Die Preisrichter sind besonnene, gebildete Männer, welche dieser Denkmalsangelegenheit mit ganz anderen Anschauungen gegenüberstehen, als sie sich — leider! — bei unserer Künstlerschaft gezeigt haben. In dieser hat man so lange über die altfränkische Thorheit, daß ein Kunstwerk auch eine „Idee“ haben solle, gelacht, daß, wenn's nun einmal auf ein Werk ankommt, in dem schlechterdings eine Idee ausgeprägt werden soll und muß, die Ratlosigkeit erschreckliche Verhältnisse und das Hochnach nach Auskunftsmitgliedern einen komischen Anstrich annimmt. Wir haben es ja schon bei dem jüngsten Nationaldenkmal in Berlin erlebt, daß man die „Monumentalität“ dadurch erzwingen zu können glaubte, daß man einfach unter einen burlesken Entwurf zu einem Cigarrenständer von drei Fuß Höhe statt 1 : 1 den Maßstab 1 : 70 schrieb. Was Wunder, daß auch jetzt der großen Aufgabe gegenüber zuerst das Auskunftsmitglied der räumlichen Größe ausgespielt wurde. Daß mit demselben Scharfsinn, der dazu gehört, Arkaden und Hallen vom Brandenburger Thor bis an die Siegesallee zu führen, dasselbe Kunststück auch bis nach Charlottenburg oder Spandau hin geleistet werden kann, kommt den Herren nicht in den Sinn, und sie glauben schon ein übriges an „Idee“ geleistet zu haben, wenn sie an den fünf, zehn, zwanzig oder dreißig Pfeilern, Bogen, Fenstern, Pavillons oder was es sonst ist, eine entsprechende Anzahl Wappen, Bildnisstatuen, Wasserläufe oder andere Geistesrichtheiten „projektiert“ haben. Daß eine solche Anlage als Ganzes einen gewissen sofort erkennbaren Sinn haben muß und nicht aus aneinander gereihten Gemeinplätzen bestehen darf, die ganz ebenso gut zur Einhegung eines Schützenplatzes paßten, ist hier augenscheinlich ein ganz fremdartiger Gedanke gewesen. — Dagegen hat die Jury Protest eingelegt. Sie hat sich von allen hohen Preispurigkeiten abgewendet, wie anmaßend oder bestechend sie auch auftraten; und dafür gebührt ihr unbedingte Anerkennung, mag man sonst auch über manches mit ihr zu rechten haben.

Versuchen wir nun in Kürze, aus den Preisurteilen selber zu lernen.

Der erste Preis „Kaiser und Reich“ Architekten Wilh. Rettig und Paul Pfann in Berlin, stellt einen mächtigen Doppelturmbau mit Flügelanbauten an die Stelle des Krollischen Etablissements.

Nur zwei der preisgekrönten Entwürfe — dies möchte ich hier einschaltend feststellen und festhalten — greifen den heutigen baulichen Besitzstand Berlins an; und zwar beseitigt der eine (wozu nicht einmal zwingende Notwendigkeit vorliegt, und nachher noch einige Worte zu sagen sind) ein paar künstlerisch modellierte Privatgebäude neben dem Brandenburger Thor, der vorliegende ein freilich ungern entbehrtes volkstümliches Bauwerk, von dem es sich aber doch erwarten läßt, daß es heute oder später wird vom Erdboden verschwinden müssen, damit an seiner Stelle irgend einem öffentlichen Zwecke Genüge geschehen kann. Es ist in der That unerheblich, bei welchem Anlaß das geschieht. Soweit also die Jury sich die Entwürfe sozusagen angeeignet hat, ist eine durchaus verständige Maßhaltigkeit in der Vernichtung des Bestehenden bewiesen und einer der verehrungswürdigsten Tugenden des verewigten Herrschers, seiner Pietät, gebührende Rechnung getragen. Ich möchte mich berechtigt halten dürfen, hierin ein festes Ergebnis dieses ersten Wettbewerbes und seiner Entscheidung zu sehen, so daß Berlin vor den ihm von den meisten Bewerbern zugeordneten geradezu horribeln Hausmannisierungen sich sicher glauben könnte. Das ist wirklich der Mühe wert. Denn welches cäsarenhaften Hochmutes und welcher barbarischen Verständnislosigkeit

dabei deutsche und wohl gar Berliner Baukünstler fähig sind, geht ins Unglaubliche. Zwei Stellen, die besonders charakteristisch sind, verdienen es, aus dem Versteck der Begleitschriften hervorgeholt und an dieser Stelle „niedriger gehängt“ zu werden. Eine beiseitigt schlankweg das Universitätsgebäude, „dessen teilweise Schönheiten der Verfasser nicht verkennet, wenn er auch nicht blind ist gegen eine gewisse, dem Gebäude aufgeprägte Längeweile.“ Ein anderer schreibt: „Selbst Schinkels begeistertste Anhänger können den Kasten (!) der Bauakademie trotz aller unübertrefflich feinen Einzelheiten (hier fehlt im Originale: nicht) dafür bestimmt glauben, in alle Ewigkeit einer freien Entwicklung der Altöllischen Dinge ungeachtet (!!) im Wege zu stehen.“ Er erbaut auf ihren Trümmern bei dieser günstigen Gelegenheit nebenher eine Hoffische! Was sagt Friedrich Adler zu dieser indirekten Kritik seines liebevollen und feinsinnigen Schinkelfest-Vortrages?!

Nach dieser kurzen — gewiß sachgemäßen — Abschweifung nun zu „Kaiser und Reich“ zurück! Dieser rein architektonische Entwurf, welcher in der Darstellung mit der Gediegenheit und Sorgfalt behandelt ist, die man von einem so erprobten und sieggewohnten Baumeister wie Rettig und von hervorragenden Mitarbeitern am Reichstagsbau erwarten kann, dürfte gleichwohl seine Auszeichnung an erster Stelle weniger seinem baukünstlerischen Verdienst, als einer mit demselben verbundenen poetischen Idee verdanken. Im Hauptgeschoße des von der Doppelkuppel überragten Raumes ist nämlich das Reiterbild des Kaisers aufgestellt, und vor demselben öffnet sich in weitem Rund, an den Invaliden-Dom in Paris erinnernd, ein Untergeschoß, in welchem gerade unter dem Kaiser Wilhelm der alte Barbarossa mit dem durch den Tisch gewachsenen Barte und bei ihm der Knabe, der ihm — lebhaft nach oben deutend — die Lösung des alten Bannes kund thut, dargestellt ist. An den Pfeilern umher sollen unten Fürsten des alten, oben des neuen Reiches plastische Verkörperung finden. Nimmt man hinzu, daß in der Hauptzeichnung ein verklärer Strahl aus der Höhe durch die Kuppelöffnung gerade auf das Kaiserstandbild fällt, so ist es leicht erklärlich, daß und warum gerade dieser Plan, der sich in geschmackvoller Ausstattung präsentiert und sich von allen thörichten Überschwenglichkeiten frei hält, besondere Gnade vor den Augen der Jury gefunden hat. Für den plastischen Teil der Aufgabe haben die Urheber sich auf Anordnungen beschränkt, die eine ernste Berücksichtigung seitens der Kritik nicht herausfordern, da sie völlig unmaßgeblich sind, wie schon daraus hervorgeht, daß das Reiterstandbild des Kaisers in zwei ganz verschiedenen Formen, aber beide Male nur in kleinem Maßstabe flüchtig skizziert gegeben wird. Wollte man im Ernste darauf verzichten, den Kaiser, wie das wohl das Gefühl aller Vorrteilslosen bei einem nationalen Denkmal fordert, offen vor aller Augen im Freien hinzustellen, so könnte man sich an diesem Plane, der auch sehr wohl an anderer Stelle ausführbar wäre, ruhig genügen lassen. Doch für diesen Verzicht dürfte die öffentliche Stimme schwerlich zu gewinnen sein, selbst wenn es sich um ein viel bedeutenderes selbständiges baukünstlerisches Werk handelte, als das vorliegende in Wirklichkeit ist.

Es kann gar nicht nachdrücklich genug auf die Nichtberechtigung dessen hingewiesen werden, daß in all diesen Entwürfen mit überwiegender Beteiligung der Baukunst das, was mir und wahrscheinlich den meisten mit und nach uns Lebenden als der Kern und die Hauptaufgabe des Ganzen erscheint, die Person des Herrschers in ihrer so oder so gestalteten monumentalen Erscheinung, zur Unbedeutendheit herabgedrückt wird, oft sogar erst gesucht werden muß, ja in himmelhoher, erdentrücker Ferne gar nicht erreicht werden kann. Es ist geradezu unverständlich, daß man einerseits geglaubt hat, auf einen Platz innerhalb der Stadt verzichten zu müssen, um das Denkmal der erdrückenden Konkurrenz der nächststehenden Gebäude zu entziehen — als ob der große Kurfürst und der alte Fritz von solcher „Erdrückung“ bisher etwas gespürt hätten! — und dabei andererseits das Denkmal selbst sich in den ausschreitendsten architektonischen Formen- und Massenanhäufungen

ergehen läßt, neben denen der Kolos von Rhodos als Kinderpielzeug erscheinen würde. Vor diesem Mißgriff sollte man sich durch die augenfällige Belehrung dieses Wettbewerbes von vornherein bewahren lassen.

In diesen Beziehungen entspricht der zweite der ersten Preise „für Kaiser und Reich“ Architekt Bruno Schmitz in Berlin, den natürlichen Anforderungen schon besser. Hier steht das Kaiserstandbild, verhältnismäßig einfach gestaltet, inmitten der architektonischen Umrahmung des Kreuzungspunktes der Charlottenburger Chaussee mit der Siegesallee, vor dem mächtig aufragenden Hauptstücke der Bauten.

Der Abschluß mittels der Kaiserkrone ist geschickt gemacht und von guter Wirkung. Der heilige Michael aber, in den — irre ich nicht — zuerst Kaulbach den deutschen Michel nach 1870 sich hat verwandelt lassen, dürfte minder annehmbar sein.

Auch hier hat augenscheinlich der „Vortrag“ des Künstlers Glück gemacht. Der Entwurf ist wesentlich in zwei großen malerischen Ansichten vorgelegt, die sich durch eine geistvolle Frische und Flottheit in der Behandlung des Materials höchst vorteilhaft auszeichnen. Diese Darstellungsart erweckt den Eindruck ergreifender Unmittelbarkeit. Es ist, wie wenn die eilende Hand eine künstlerische Vision, die spontane Antwort auf die gestellte Frage, im Fluge festgehalten hätte. Man deutet nicht das mindeste von dem hierin liegenden außergewöhnlichen Lobe weg. In der That macht kaum noch ein zweiter unter allen vorhandenen Entwürfen in seinem Ganzen so den Eindruck einer selbstthätigen künstlerischen Hervorbringung; und wenn hier eine vorübergehende Festdecoration in Frage stände, würde man unbedenklich sagen können: nur mit beiden Händen zugreifen! Aber da es sich um ein dauerndes Denkmal handelt, erscheint der Plan, trotz der Größe der Blätter, noch zu skizzenhaft verschwommen. Die überall verhängliche Frage, wie die Rückseiten derartiger Anlagen annehmbar zu machen sind, ist ungelöst geblieben, und der Urheber des Planes ist nicht in der Lage, irgend eine Gewähr dafür zu bieten, daß das Hauptstück des Ganzen, das Standbild des Kaisers, im Falle der Ausführung eine befriedigende Durchbildung finden würde.

An die Spitze der vier zweiten Preise hat das Jurymitglied „vivos voco“ von Adolph Hildebrandt in Florenz gestellt. Der geniale Bildhauer hat ein dem römischen Pantheon ähnliches Kuppelgebäude mit teilweise recht merkwürdigen Details konstruiert, innerhalb dessen der Kaiser in einer Wandnische thront. Dasselbe soll zur Seite der Charlottenburger Chaussee zu stehen kommen. — Der Mensch kann bekanntlich nicht alles wissen, und er wagt sein Urtheil am besten, wenn er die Grenzen seines Vermögens selber eingestekt. Ich erkläre daher, daß ich nicht im Stande bin, auch nur entfernt zu ahnen, welchen Eigenschaften und Erwägungen diese Auszeichnung ihren Ursprung verdankt, noch auch, was daraus für die Sache zu lernen wäre.

„Friede“, von Karl Hilgers in Charlottenburg, legt das Brandenburger Thor frei, und stellt davor den Kaiser in Gardes-du-Corps-Uniform mit dem Lorbeerkranz auf dem helmlosen Haupte, das friedlich mit dem Wehrgehänge umwickelte Schwert in der Rechten haltend. Zu seinen Füßen, an der Vorderseite des Postamentes, setzt der „bewaffnete Friede“ seinen Fuß auf den Nacken eines dämonischen Ungetüms, das wohl die Zwietracht oder dergleichen bedeuten soll. — Die Auszeichnung dieses Entwurfes dürfte vor allem anderen in der vorgedachten Weise, als eine Huldigung, dem geübten Menschenverstande dargebracht, aufzufassen sein; denn in der That ist es rühmlich und erquickend, im Gegensatz zu dem sonst sich meist überstürzenden Wust, einen Entwurf zu finden, der sich zu bescheiden versteht, und der mit klarer Sicherheit den Schwerpunkt dahin legt, wo er naturgemäß liegen muß, in das Kaiserbild. Als bedenklich mag an diesem nur erwähnt werden, daß der Kaiser den Pallasch in der Scheide an der Seite hängen hat, das friedensbedeutende Schwert also als sachlich überflüssiges Symbol mit sich führt. Es wirkt nicht sehr überzeugend, wenn der Kaiser ein epresß dazu präpariertes

Schwert außer Dienst stellt, seine eigentliche Wehr aber ganz reglementsmäßig zur Hand behält.

Gegen die vorgeschlagene Freilegung des Brandenburger Thores jedoch, auf welche sich der Beifall der Jury hoffentlich nicht mit erstreckt, wie gegen die mannigfachen anderen auf dem Papier demselben zugeordneten Verunglimpfungen muß rechtzeitig ein prinzipielles Veto eingelegt werden; es bekundet sich in all diesen Vorschlägen ein bedauerlicher Mangel an Sinn für Monumentalität und an künstlerischem Stilgefühl, wenn man es freilegen, beseitigen oder versetzen, oder gar in einen riesengroßen, plumpen Bogen einspannen will. Wenn einer der Wettbewerber dasselbe als für die Freilegung prädestiniert ansieht und es auf eine Stufe mit den Triumphbogen stellt, so irrt er. Es ist seiner Entstehung, Bestimmung und Gestaltung nach ein Prachtthor einer mauerumfriedigten Stadt. Es hat ihm künstlerisch wehe genug gethan, als es durch das Fallen der Stadtmauer aus seinem natürlichen Zusammenhange gerissen wurde; und man hat ihm einen Ersatz dafür — freilich übel genug — durch die angebauten offenen Säulenhallen zu geben versucht. Das rettet wenigstens die Grundidee und den Gesamteindruck, und dabei lasse man es bewenden. Wird doch der Platz als solcher nicht größer, wenn man ihn neben dem Thore öffnet. — An eine Ausführung ist wohl auch bei diesem Plane nicht zu denken, wiewohl dem geringeren Bedenten als bei den vorerwähnten entgegenstehen würden. Als positives Ergebnis läßt der preisgekürnte Entwurf die Einsicht zurück, daß der Pariser Platz, wie er ist, für ein höchst würdiges Kaiserdenkmal sehr wohl ausreicht.

„Vom Fels zum Meer,“ von Fritz Schaper in Berlin, unter Mitwirkung des Architekten Th. Ferber, baut vor dem Brandenburger Thore einen pompösen architektonischen Hintergrund auf, vor welchem sich das Reiterstandbild des Kaisers auf einem Postamente mit vier allegorischen Gruppen an den Ecken erhebt. Dieses Postament möchte etwas zu konventionell erscheinen; ein Vorwurf, der aber nur in dem Falle trifft, wenn das Standbild von der gedachten architektonischen Umgebung losgelöst werden sollte. Denn anderenfalls ermöglicht letztere noch eine ausgiebige Durcharbeitung des Gedankens. Ja, in dieser Richtung geht Schaper wohl zu weit, wie es viele mit ihm gethan haben. Mancher hat geglaubt, man müsse mit Zuhilfenahme auch noch der Malerei „ein Stück Weltgeschichte“ darstellen, wie einer der Konkurrenten dies auch als Kennwort gewählt hat, und man hat nicht bedacht, daß die künstlerische Darstellung sich gerade darin von der wissenschaftlichen unterscheidet, daß sie nicht die nüchterne Wahrheit, sondern den schönen Schein wiedergiebt. „So wird der deutsche Kaiser im einzelnen gemacht“ — schließt der Soldat in den Laufgräben vor Metz die Schilderung seiner Leiden. Aber das ist nicht die monumentale Anschauung der Sache. In der Geschichte haben wir alle, soweit wir auf Zurechnungsfähigkeit Anspruch machen können, den naiven Standpunkt des Heroenkultus überwunden. Sobald wir aber künstlerisch monumentalisieren wollen, ist er die einzige Form, unter der die weltgeschichtlichen Vorgänge greifbar sind. Und gar Pragmatik läßt man da besser zu Haus. Ich will mit demjenigen Künstler nicht streiten, der die Vorstellung zu haben scheint, daß dem siegreichen Kaiser lediglich der fromme Augenaufschlag, mit dem Giebelichen „der Herr hat Großes an uns gethan; Ehre sei Gott in der Höhe“ zugefallen sei, während Bismarck seinen Schrittes sein Pferd am Zügel den rechten und sicheren Weg geführt habe. Aber dies, als Gruppe plastisch dargestellt, als nationales Ehrendenkmal für Kaiser Wilhelm auszugeben, ist denn doch eine der seltsamsten Verirrungen. Soweit ist nun freilich Schaper nicht von dem künstlerischen Fach abgewichen. Aber es wäre doch bedenklich, wenn seiner Auszeichnung die Bedeutung beigelegt werden müßte, daß nach mangelnder Ansicht das Nationaldenkmal zur Geschichtsklitterung ausarten dürfe. Es wird aber auch wohl besser das Rechte treffen, wenn man annimmt, daß die biedere, hoheitsvolle und doch anmutige Schönheit der Sockelfiguren — ähnlich denjenigen

am Goethedenkmal — dem Entwurfe die Gunst der Jury gewonnen hat. Aber es bedürfte allerdings keiner Konkurrenz, um zu erfahren, daß Schaper vor vielen anderen im Stande ist, derartiges zuverlässig gut zu machen.

Ebenso wenig hat das Konkurrenzergebnis etwas Überraschendes bezüglich des letzten Preises, der für den Entwurf unter dem Kennworte „Deutsch“ an Johannes Schilling in Dresden, den Urheber des Denkmals auf dem Niederwald, gefallen ist. Nach seiner Idee soll sich auf dem Platze zwischen dem Opernhause und dem Kaiserlichen Palais ein stolzer Triumphbogen, mit dem Viergespanne der Siegesgöttin gekrönt, erheben, der von den Architekten Schilling und Graebner ausgearbeitet ist. Vor demselben steht in schlichter, vielleicht allzuschlichter Gestaltung das Reiterbild des Kaisers, auf einem niederen ganz glatten Sockel. In dieser Gestaltung hat das Kaiserbildnis selber beinahe etwas Dürftiges. Zumal dem behenden Rassepferde wird künstlerisch wenig Geschmack abzugewinnen sein. Aber hierin — wie in allem, was sich auf das Dienstliche bezieht, — liebt der Kaiser bekanntlich den strengsten Realismus. Als er sein Reiterstandbild für die Kölner Brücke mit dem wundervollen Pferde in Meister Drake's Werkstatt besichtigt hatte, sagte er im Fortgehen zu seiner Begleitung: „Ich bin froh, daß ich den Gaul nicht zu reiten brauche.“ — Selbstverständlich sind, wie überall, die Architekturteile in ausgiebigster Weise mit plastischem Schmucke bedeckt, der hier nur insofern einer besonderen Erwähnung würdig ist, als er durch Geschmack und Liebenswürdigkeit der Erfindung auffällig hervorrage. Aber das Mißverhältnis zwischen der Baumasse und dem Reiter ist gerade bei diesem Entwurf ein völlig erdrückendes, was um so empfindlicher zur Wirkung kommen würde, als der Triumphbogen an Ort und Stelle wohl noch mächtiger erscheinen dürfte, als er ist. Und hierzu wirkt seine eigentümliche Form noch verstärkend mit: die gekrümmten kurzen Flügelbanten sehen aus, wie wenn sie sich zusammenzögen, um nicht mit den benachbarten Häusern zusammenzustößen. Außerdem hat für mich der Triumphbogen — abgesehen davon, daß er selbstredend nur über einer wirklichen via triumphalis seinen berechtigten Platz hat, — in Verbindung mit dem Denkmale des Triumphators etwas geradezu Widersinniges, wie denn auch thatsächlich kein Beispiel dafür existiert. Der Triumphbogen ist die Ehrenpforte, die man zur Erinnerung an die Feier an ihrem Orte stehen gelassen, nachdem man ihre Formen in dauerhaftes Material übertragen. Die Pforte kann der Idee nach so gut Jahrtausende stehen bleiben, nachdem der Triumphzug sie hinter sich zurückgelassen, wie Stunden; aber, daß der Triumphator bei ihr mit versteinert, erscheint mir, ich wiederhole es, nicht anders als widersinnig. In all solchen Dingen haben die Alten, die viel weniger bewußt rationell verfahren als wir, eine Urteilschärfe und ein Feingefühl bewahrt, das wir nur bewundern und beneiden können.

Das wäre etwa, was das Juryurteil positiv sagt. Durch sein Schweigen läßt es eine Menge von Entwürfen unter den Tisch fallen, welche immerhin einer Erörterung im Sinne des Für oder des Wider wert gewesen wären. Es sind Namen im Dunkel der Kennwortumschläge geblieben, deren Träger sich gerade bei den kompetentesten Fachmännern der Jury und in weiten Kreisen der Künstlerchaft wie des kunstsinigen Publikums einer übermäßigen Wertschätzung erfreuen. Aber es ist auch von Entwürfen keine Rede gewesen, deren Urheber, nachdem die Jury gesprochen, zum Teil den berechtigten Stolz gehabt haben, das Mißer der programmmäßigen Anonymität zu lästern. Es würde viel zu weit führen, hier den Versuch zur Ausfüllung dieser Lücke zu machen. Ich will nur mein volles Einverständnis mit dem Urteile aussprechen, das jüngst einer unserer ersten Schriftsteller bescheidenlich „als Stimme aus dem Publikum“ verlaublich hat, indem ich noch des Entwurfes mit dem gefühlvollen Kennworte „denn er war unser“ gedenke, als dessen Urheber sich der Bildhauer F. Kassaß in Berlin zu erkennen gegeben hat. Die beabsichtigte Aufstellung an der Schloßfreiheit — so, daß das Schloß doch keine Freiheit be-



käme, da das Denkmal sich so dicht vor den Triumphbogen stellt, daß zu diesem nur eine schmale Zufahrt von den Seiten her für Hofsquipagen erhalten bleibt, — wäre freilich unannehmbar; und in dem Gesamt-Denkmal ist neben dem Hauptstück allerlei überflüssige Zuthat, deren Beseitigung nur von Vorteil sein würde. Aber dieses Hauptstück, das ausgezeichnete Reiterbild des Kaisers mit der originellen Bewegung des Pferdes, auf einem Piedestale, zu dessen Seiten zwei Gruppen, hüben Vertreter aller Waffengattungen und der Marine, drüben Vertreter der bürgerlichen Berufsarten, zu ihrem Kaiser, dem Heldenführer und dem Friedenshort, emporjubeln, während an der Vorderseite Bismarck, Moltke und Roon in innigstem Zusammenwirken dargestellt sind, hat unter den plastischen Denkmälern der ganzen Konkurrenz schlechterdings nicht seinesgleichen in Bezug auf Porträttreue, bedeutsame und doch herzliche Charakterisierung und nicht einseitige, sondern wirklich erschöpfende und unmittelbar deutliche Verkörperung der notwendigsten Nebengedanken. Die drei geistigen Nützlinge des kaiserlichen Wertes insbesondere sind vielleicht noch nie in so ganz befriedigender Weise dargestellt worden wie hier, und es ist wohl anzunehmen, daß die außerordentlich sorgfältig ausgearbeitete Gruppe demnächst als selbständiges Werk ihren Weg suchen und finden wird. Und auch die beiden Seitengruppen haben jenes Merkmal wirklicher Vollendung, daß einem das Neue wie ein alter Bekannter, ganz selbstverständlich und als ob es nicht anders sein könnte, vorkommt. Um übrigens auch berechtigten Tadel nicht zu unterdrücken, will ich nicht unerwähnt lassen, daß das ungefüge Schwert in der Hand des Kaisers wohl einer zeitgemäheren Waffe würde weichen müssen. — Leider ist das Reiterdenkmal — was an sich ein Lob mehr ist — so eng mit der beabsichtigten Gesamtanlage verwachsen, daß es einzeln nicht verwendbar ist. Denn die lebenden Bilder um den Sockel her wären nur im Zusammenhange einer umfangreichen Gruppierung nach ähnlichen Grundsätzen zulässig. Und das Denkmal war hier auf eine von hinten geschützte Aufstellung berechnet; es würde daher freistehend unmöglich sein.

Unter allen Umständen war aber eine Art der Beurteilung bei der Jury nicht zu billigen, die es ermöglichte, eine solche Gabe unbeachtet zu lassen. Ich meine, die Jury hätte, zumal bei einer so ausgesprochenen Orientierungskonkurrenz, die Verpflichtung gehabt, nicht jeden Entwurf als ein unberührbares Ganze zu betrachten, das entweder ist, wie es ist, oder nicht ist, sondern sie hätte die verschiedenen Teile jedes einzelnen Denkmalsgedankens auch für sich untersuchen sollen, um so das Gute auch da für die weiteren Schritte mitzubringen zu machen, wo es zufällig neben minder Gutem oder ganz Schlechtem hervortritt, dessen gleichen wieder an andern Stellen in vorzüglicherer Beschaffenheit zu finden war.

Man wende nicht ein, daß dies mit ein paar festgesetzten ersten und zweiten Preisen sich nicht ausdrücken ließ. Erstens konnten die Preise mit motivierenden und beschränkenden kurzen Urteilen begleitet sein, und zweitens konnte und mußte die Jury ein ausführliches Gutachten über alle irgendwie bemerkenswerten Entwürfe abgeben. Es wäre viel besser gewesen, um hierfür Zeit zu gewinnen, die Urteilsverkündung selbst monatelang hinauszuschieben, als zum Zwecke schneller Geschäftsabwicklung das ganze Wettlaufen ergebnislos, das Urteil wertlos zu machen.

Jedenfalls werden die leitenden Stellen den Eindruck gewonnen haben, daß man der Phantasie der Künstler nicht noch einmal so vollständig die Zügel schießen lassen darf, und, wenn man noch nicht zu weiteren Bestimmtheiten gekommen ist, wenigstens eine nicht zu überschreitende Herstellungssumme für das Denkmal auswerfen muß. Die Künstler würden sich dann verpflichten müssen, im Falle der Bestellung das Denkmal für diese Summe als Maximum zu liefern, und eine sachmännische Vorjury, ähnlich wie eine solche bei der Reichstagsbaukonkurrenz bestand, müßte die Herstellbarkeit der eingelieferten Entwürfe für die bestimmte Summe begutachten und vorweg alle Pläne rücksichtslos von der Zulassung ausschließen, welche die-

fer wesentlichen Konkurrenzbedingung nicht entsprächen. Es wird niemandem einfallen, an dem Denkmal Kaiser Wilhelms in Berlin knauern und knickern zu wollen, aber solche Plankonkurrenz auf die Zukunft auszustellen auch nicht. Unsere monumentale Dankbarkeit muß auch mit dieser glänzendsten Episode unserer Geschichte in absehbarer Zeit und mit übersehbaren und erschwingbaren Mitteln fertig werden.

Es ist leider wenig, was diese erste Kaiser-Wilhelm-Konkurrenz ergeben hat, und das Wenige ist kaum in irgend einem Teile derart, daß man nicht sagen müßte: Das konnte man ohne die Konkurrenz ungefähr auch haben!



## Gegen die Prüderie.

von  
F. M.

Am 20. Oktober soll auf der Freien Bühne das Erstlingswerk eines bis jetzt vollkommen unbekanntem jungen Dichters zur Darstellung gelangen. Das gedruckte Stück ist aber längst in den Händen vieler Vereinsmitglieder der Freien Bühne, und man kann bereits von Damen und Herren Ausrufe des Erstaunens über einzelne gewagte Auftritte und starke Worte hören. Wie ich zu wissen glaube, hat der Verfasser in seiner Bühnenbearbeitung dem Bedürfnisse des Theaters mancherlei Opfer gebracht, und so werden sich die Gegner nicht an Einzelheiten halten können.

Aber der Vorgang giebt dennoch zu denken. Wenn das am grünen Holze der Mitglieder der Freien Bühne geschieht, wie muß es um die Prüderie in weiteren Gesellschaftskreisen stehen! So oft sich bei uns in Kunstfragen neues Leben reget will, ebenso oft erweist sich die Prüderie als eine gefährliche Feindin, welche unter mancherlei Verkleidungen ihr Ziel zu erreichen sucht: die talentlose Wohlstandigkeit in ihrer herrschenden Stellung zu erhalten.

In England, dem Vaterlande von Shakespeare und Byron, ist die Prüderie gegenwärtig so unbestritten siegreich, daß man unsere höhere Tochter, welche für die Prüderie zugleich den Vorwand und das Opfer bietet, — jeden englischen Roman und jedes englische Buch ungeprüft lesen läßt. Die heutigen Engländer beurteilen Kunst und Litteratur ungefähr vom Standpunkt ihrer Tisch-Gabel; wenn Messer und Gabel nur der gegenwärtigen Sitte gemäß gehandhabt werden, wenn die Speisefarte nur kostbare Namen aufzählt, so kommt es auf die Nahrung selbst weniger an. Die englischen Zeitungen bringen spaltenlange Berichte über Jack den Aufschlitzer; wenn man aber die Gesichter der Zeitungsleser betrachtet und ihre Gespräche darüber hört, so könnte man glauben, die Greuelthaten dieses Unholds wären in China oder im Innern von Afrika passiert.

In Frankreich, dessen Hauptstadt als Babel von jedem ehrenwerten Deutschen verdammt und von jedem wohlhabenden aufgesucht wird, beherrscht die Prüderie einseitig nur das Geistesleben des Weibes. Dort hat sich, namentlich unter der dritten Republik, eine dreifache Litteratur entwickelt, deren Zeugnisse gar nicht wie die desselben Landes und derselben Zeit aussehen. Da giebt es Bücher für junge Damen und pflicht-treue Hausfrauen, eine Litteratur, die an Verlogenheit, Lange-weite und Frömmerei die schlimmsten Thaten der englischen Familiendichtkunst übertrifft. Auf der anderen Seite steht in Frankreich ein ebenso poesieverlassenes Buchgeschäft, welches die gemeinsten Bedürfnisse verlodderter Männer und ihrer Fremddinnen reizt und befriedigt und den Markt dermaßen überschwemmt, daß ein flüchtiger Blick wirklich glauben machen könnte, die geistige Welt Frankreichs wäre durch die Pornographie vertreten. Die Pornographie hat, durch die republikanische Freiheit begünstigt, vielfach ansteckend gewirkt, und glänzend geschriebene und illustrierte Blätter, sowie große Schriftsteller

haben sich dem Geschmack an Zoten nicht immer zu entziehen gewußt. Trotzdem steht in Frankreich mitten inne zwischen diesem unsauberen Treiben und den breiten, nicht eben appetitlicheren Betteluppen der Jungfrauenschriften, in ungeschwächter Kraft die echte französische Litteratur mit ihrem freien Realismus. Es ist kein Zufall, daß der litterarische Weltmarkt fast noch mehr, als der Bildermarkt, diesem französischen Realismus gehört; gewiß spielt dabei, namentlich was Deutschland betrifft, die weitverbreitete Kenntnis der französischen Sprache eine Rolle, aber die Freiheit von aller Prüderie ist es doch vor allem, was in der wahren französischen Litteratur, seit mehr als hundert Jahren, die ganze gebildete Welt anzieht. Nicht nur die deutschen Bücherpekulanten, welche mit schädlichen Versuchen den Geschäftsbetrieb der Pornographen nachzuahmen suchen, beneiden französische Kollegen um diese Freiheit. Auch deutsche Dichter, im Vollbewußtsein ihrer Kraft und ihres Ruhms, haben schon nach dem Lesen von Balzac oder Goncourt, von Flaubert oder Daudet ausgerufen: „Warum dürfen wir das nicht wagen?“

Die Frage ist falsch. Sie müßten fragen: „Warum wagen wir das nicht?“ Denn kein äußerer Zwang würde sie hindern, lebendige Stoffe zu wählen, wie die Franzosen. Flauberts „Madame Bovary“, welches unter dem dritten Napoleon verfolgt wurde, wäre in einem deutschen Staate nicht belästigt worden und im Deutschen Reiche noch weniger. Was diejenigen unserer Dichter, welche überhaupt realistische Neigungen haben, — und die anderen kommen hier nicht in Betracht — am offenen Bekennen hindert, das ist nicht die Macht der Polizei, sondern die der Prüderie. Die Sitte ist ihr Tyrann, aber diese Sitte ist größtenteils Heuchelei.

In vielen Kreisen ist allerdings bei uns die Trennung der Geschlechter nach ihrer geistigen Nahrung fast ebenso strenge durchgeführt, wie in Frankreich; hier ist die Prüderie allerdings vielfach echt, wenn es auch seltsam scheinen mag, daß die jungen und alten Herren gerade dieser Gesellschaft rücksichtslos das zu sein pflegen, was man gemüthlich und höflich einen Lebemann zu nennen pflegt. Ist es nun schon bedenklich, wenn hier zwischen Mann und Frau eine Schranke aufgerichtet wird, als ob nur der Mann ein freier Mensch, das Weib aber entweder eine überirdische Fee oder eine willenslose Slavinn wäre, so ist die Prüderie unserer Bürgerreise vollends eine Sünde an der Wahrheit. Nicht nur in Kunst und Litteratur, sondern sogar in wissenschaftlichen Fragen wird das Weib den unmündigen Kindern gleich geachtet, und wenn ihr geistiges Streben sie nach festerer Nahrung greifen läßt, als nach Kinderbrei, so schreit die Prüderie der Väter und der Vettern um Hilfe.

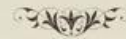
Auf zwei Gebiete namentlich erstreckt sich die Macht der Prüderie: auf den Gebrauch starker vollstümlicher Ausdrücke und auf alle geschlechtlichen Verhältnisse, soweit sich diese nicht in den Formen einer Jugendliebe aussprechen lassen. Diese beiden Jagdgebiete der Prüderie haben gar nichts miteinander zu thun, so oft sie sich auch zu berühren scheinen. Die Scheu vor starken natürlichen Ausdrücken ist eine durchaus anerzogene, historisch gewordene und darum wechselnde. In der guten alten Zeit des Mittelalters haben die edelsten Jungfräulein kräftige Worte in den Mund genommen, und man weiß, wie wenig kanzelsfähig heute die Sprache Luthers wäre. Hier ist es einfach der Sprachgebrauch des Jahrhunderts, der gegenwärtig noch prüde ist, und den man nicht immer als Heuchelei bezeichnen darf.

Die Scheu vor geschlechtlichen Dingen dagegen, ja noch weiter: die Scheu vor allem, was mit Geburt und Tod zusammenhängt, ist einerseits tief in der menschlichen Natur begründet, andererseits aufs äußerste den Übertreibungen der Heuchelei ausgesetzt. Die Prüderie stellt sich verschämt auch da, wo die Natur von Scham nichts weiß, und stellt so an den ehrlichen Menschen Anforderungen, welche er nur zum Schein erfüllen kann. Dadurch wird die Prüderie nicht nur der Kunst gefährlich, welche auf Wahrheit beruhen muß, sondern auch der echten Moral. Homer ist nicht prüde und die Bibel noch weniger; wohl aber die Marliitt und unsere Andachtsbücher.

Unser Gedankengang hat uns aber unvermerkt zu der einfachsten und kürzesten Erklärung des Begriffs „Prüderie“ geführt: Prüderie ist geheuchelte Scham, also etwas Unmoralisches, doppelt immoralisch, weil sie in ihrer verdorbenen Phantasie an Dingen Anstoß nimmt, gegen welche die Keuschheit in Person nichts einzuwenden hätte. Die englische Lady, welche nach dem bekannten Scherze, die Beine ihres Tisches bekleidete, weil durch das nackte Holz angeblich ihr Schamgefühl verletzt wurde, ist die verkörperte Prüderie.

Weil aber ihr zweites Verbot sich doch auf ein Naturgesetz berufen kann, weil die jugendliche Scham zur echten Liebe gehört, wie Blätterhülle zum Weichen, darum ist die Grenze schwer zu ziehen, wo die edle Scham aufhört und die gemeine Prüderie beginnt. Jedenfalls aber darf man behaupten, daß die Freiheit der Kunst und der Poesie noch größer sein müsse, als die, welche sich etwa ältere, gut befreundete, anständige Männer und Frauen im Gespräche heranznehmen dürfen.

Am 20. Oktober führt die Freie Bühne das Drama „Vor Sonnenaufgang“ auf, in welchem die Prüderie schon seit vielen Tagen nach starken Worten und nach unerlaubten Liebesbeteuerungen umhergeschmüffelt hat. Es wird erst in der nächsten Nummer gestattet sein, das Werk des jungen Dichters auf seinen Kunstwert zu prüfen. Schon heute aber kann versichert werden, daß der Prüderie kein Gefallen erwiesen werden soll. Gott schütze die Kunst vor der Bank der Prüderie; die Bank der Spötter ist ihr nicht so gefährlich.



## Kleine Kritik.



**Moderne Totengespräche.** Von Lucian dem Jüngeren. (Berlin, Verlag von Richard Eckstein Nachfolger [Hammer und Runge].)

Der den Titel von einem der geistreichsten Werke der Weltlitteratur auf sein neues Buch setzt, macht gewöhnlich eine Anleihe, welche er nicht bezahlen kann. Es ist Verdienst und Reichthum genug, wenn die moderne Nachahmung die Erinnerung an das Urbild nur soweit verträgt, daß der Leser das neue Buch trotz der Erinnerung an das alte zu genießen vermag. Die „modernen Totengespräche“ verdienen noch ein weiteres Lob. Sie sind in einer geschmackvollen, einfachen Sprache geschrieben, und nirgends ist der Versuch gemacht, den leisen Humor des Verfassers künstlich zu starken Wirkungen zu zwingen. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser es mit dem Titelworte „modern“ in der Form nicht ernst nimmt. Die Personen der kurzen Gespräche sind immer wieder Aakus, Charon und Merkur, für welche recht gut die entsprechenden Würdenträger der mittelalterlichen Hölle hätten gesetzt werden können. Aller Spas, welcher aus den Göttermasken des alten Lucian noch zu ziehen war, ist in den Operetten Offenbachs enthalten; wirklich moderne Totengespräche müßten sich auch ohne antike Mythologie behelfen können. Der Inhalt des Büchleins aber ist Geist von unserm Geist, voll milder Weisheit, nicht aufregend, doch immer anregend. r.

**Die Bergpredigt.** Roman aus der Gegenwart von Max Kreger. Zwei Bände. (E. Pierfons Verlag, Dresden und Leipzig, 1890.)

Das starke Talent von Max Kreger, welches bisher immer auf einer unvollkommenen Entwicklungsstufe stehen geblieben war, hat in dem vorliegenden Romane einen energischen Schritt nach aufwärts gemacht. „Die Bergpredigt“ hat sich die große Aufgabe gestellt, die Hilflosigkeit der herrschenden Kirche gegenüber der moralischen Noth der Verkommenen zu schildern. Die Nachtseite des Berliner Lebens war schon in den ersten Büchern Kregers seine starke Seite; auch diesmal ist ihm — und in erhöhtem Maße — alles das am besten gelungen, was das Volkstümliche und Landschaftliche Berlins genannt werden kann. Namentlich

in der malerischen Beschreibung des abendlichen Straßenlebens wird der Verfasser kaum von einem deutschen oder ausländischen Nebenbuhler übertroffen. Die Hauptgestalten freilich, an denen die Tendenz des Romans klar werden soll, sind trotz scharfer Charakterisierung doch nicht lebhaft genug, wenn man auch bei einem dieser Pastoren das unfreiwillige Modell mit Fingern weisen wird. Es ist aber auch diese Figur in all ihrer Hässlichkeit mehr Idealbild als Porträt. Vor etwa drei Jahren erschien unter dem Pseudonym Gotthold Ephraim Walter (Ernst Hermann) eine verwandte Erzählung, „Kandidat Müller.“ In diesem viel zu wenig bekannt gewordenen Buche findet sich alles, was dem Dichter der „Bergpredigt“ fehlt: die intimste Kenntnis des modernen deutschen Pastorenlebens, und bei aller Ironie eine gewisse Liebe zu dem Stande, dessen Söhne, die Söhne deutscher Pastoren, einst die deutsche Litteratur geschaffen haben, und der heute die deutsche Litteratur bekämpft. Die lebhaften Farben freilich, über welche Max Kreper verfügt, würde man bei Gotthold Ephraim Walter vergebens suchen und wünschen. — r.

**Frau Tannhäuser.** Novellen von H. Dohm. — Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Vossing sagt: „Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu sein oder nicht!“ Das hat die Dichterin für ihre Mädchengestalten beherzigt; sie sind teilweise starke Seelen, aber sie streifen nicht das Weibliche ab. Die Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft ist schweren Gefahren ausgesetzt, Gefahren, die sowohl durch die häusliche Erziehung, wie durch die Teilnahmslosigkeit der Männer, die in der Ehe nur eine Form der Lebensversicherung mit möglichst großem Gewinn erblicken, bedingt sind. Darf man es der Frau verargen, wenn sie pro domo spricht? Gewiß nicht, aber daß sie es thut, zeigt der Ausgang dieser vier Novellen. Nur Frau Tannhäuser, die eigentlich keine Schuld auf sich geladen hat, als daß sie ihrem Gatten zunächst probeweise davongelaufen ist, gesteht ihr Unrecht ein und kehrt zurück. Die Heldinnen der anderen Erzählungen leiden unter dem Fluch des Nichtverstandenseins und gehen zu Grunde. Die Armen! Ihre Liebe war an Unwürdige verschwendet. Die Verfasserin schildert die weiblichen Gestalten mit einem solchen Liebreiz, daß man ihrem Talent psychologischer Darstellung nur Lob spenden muß. Aber warum zürnt sie der Männerwelt so? Sie raubt dadurch ihren Novellen einen Teil der Lebenswahrheit, welchen wir selbst bei der größten Kunstleistung heute nicht mehr missen mögen. — q.

**Minnen und Sinnen,** Gedichte von Max Wittrich. (München, Hoffmanns Verlag, Forti i. d. L., 1889.)

Robert Hamerling hat seine bekannte Sammlung anonymer Liebeslieder „Sinnen und Minnen“ genannt; Max Wittrich dreht den Spieß um, womit schon angedeutet ist, daß bei Hamerling das Minnen, bei Wittrich das Sinnen etwas vernachlässigt worden sei. Die eigentlichen Liebesgedichte des kleinen Bändchens sind so süßlich, daß man aus Verzweiflung beinahe an der Kellnerinnen-Poesie der Neusten, welche sich in Lokalen mit Damenbedienung grenzenlos erdreußen, Gefallen finden könnte. Die wenigen realistischen Verse, welche sich in die Reime von „Minnen und Sinnen“ verirrt haben, bezeugen ein kleines, aber ansprechendes Talent. Möge dem Verfasser das Sinnen immer leichter werden. — r.

**Schmetterlinge,** von Felix Tandem (Karl Spitteler). (Hamburg, Verlagsanstalt von Richter, 1889.)

Wenn ein Dichter vorher anfragen wollte, ob er die schönsten Schmetterlinge unserer Heimat in einer Reihe von dreißig bis vierzig kleinen Gedichten beschreiben dürfte, so müßte er sich von jedem vernünftigen Kunstfreund warnen oder auslachen lassen. Das „irdische Vergnügen in Gott“ ist, sollte man meinen, seit mehr als hundert Jahren ein überwundener Standpunkt und in der Beleuchtung darwinistischer Lehren überdies eine große Unwahrheit. Felix Tandem, der schon früher Werke von ungewöhnlicher Gedankenpoesie veröffentlicht hatte, schrieb dennoch seine „Schmetterlinge“ und hatte recht. Freilich sind ihm die einzelnen schönen Falter nur Symbole, an welche er anknüpft, um bald eine Fabel, bald eine moderne Eheskizze, bald ein jedes Liebeslied, bald ein Epigramm zu dichten. Nur ganz vereinzelt

findet sich ein Schmetterling, der ohne Not in blindem Sammeleifer mit aufgespißt worden ist. Das Büchlein fordert übrigens gerabegu zur Illustration heraus. Nur daß Leser, welche Bilderbücher zu begüden lieben, für Tandems tiefere Absichten kein rechtes Verständnis haben werden. — f.

**Adam Mensch,** Roman von Hermann Conradi. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Der Verfasser, welcher die Bestrebungen des modernen grünen Sturms und Drangs auf seine Fahne geschrieben, hat den Titel für seinen Roman von Paludan-Müllers großer epischer Dichtung „Adam Homo“ erborgt; das ist aber auch das einzige Gemeinsame zwischen beiden Werken. Was Conradi mit seinem Adam Mensch beabsichtigt, darüber wird sich kein unbefangener Leser klare Rechenschaft geben können: will er seinen Helden als satirisches Zerrbild oder als Idealbild eines Menschen der Zukunft gefaßt wissen? Jedesfalls betragt sich dieser Adam so, daß man nur darüber im Zweifel bleibt, ob er mit mehr Recht in ein Tollhaus oder in ein Zuchthaus gehört. „Er stand über allen . . . Er war nicht verpflichtet, ein Opfer ihrer lächerlichen Subalternmoral zu werden.“ Alles bei ihm ist Stimmung; er giebt sich jedem Impulse ohne Besinnung hin; was er soeben leidenschaftlich geliebt hat, ist ihm im nächsten Augenblicke gleichgültig und lästig; und mit nacktester Schamlosigkeit thut er seinen Gefühlen nie einen Zwang an. Wir hören, daß er sich mit den tiefsten philosophischen und ethischen Problemen beschäftigt, daß er sozialpolitische Brochüren schreibt; seine Großthaten aber, die uns im Roman vor Augen geführt werden, bestehen darin, daß er von einer Liebchaft zur andern taumelt und sich nicht das mindeste Gewissen daraus macht, ein Frauenleben, nachdem er keinen Genuß daraus gezogen, rucklos zu verderben. Zum Schluß macht er übrigens noch eine gute Partie, indem sich eine reiche, schöne Witwe den Sünder in ihre Arme nimmt: Glück auf den Weg! Selbstverständlich sind alle Situationen mit gebührender naturalistischer Unverfrorenheit ausgemalt. Und die Personen, welchen gelegentlich ein so seltsames Ding wie eine „etwas belegt ausgefranzte Stimme“ zu Gebote steht, verkehren miteinander in einer eigentümlich unruhigen, zerrissenen Sprache, die mit Vortriebe mitten in den Sätzen abbricht, wodurch wahrscheinlich der Ton ungezügelter Unterhaltung naturalistisch gekennzeichnet werden soll. Das Unvergleichliche an einem solchen litterarischen Erzeugnis ist, daß es immerhin von einem gewissen Talente zeugt, welches leider auf so niedrigen und widrigen Irwegen zu Grunde gehen muß. — h.



**Briefkasten der Redaktion.**

Herrn B. in G. und A. in B. Das Versehen des Postbeamten, der Sie ansatt auf unser „Deutschland“ auf ein gleichnamiges politisches Lokalblatt abommiert hat, ist wohl verzeihlich. Die obere Behörde wird in ihrer sprichwörtlichen Fündigkeit gewiß nicht im Zweifel darüber sein, was sie zu thun hat, um die Verwechslung wieder gut zu machen. Unsere Wochenchrift ist — wie auf jeder Nummer zu lesen — im 13. Nachtrag der Post-Zeitungspreisliste unter Nr. 1694 e. aufgeführt.

Herrn F. in Paris. Besten Dank für die Einsendung der französischen Blätter, welche sich mit dem Artikel „Die Teilung Frankreichs“ (in Nr. 1 unseres Blattes) so eingehend beschäftigt haben. Was Herr Jacques St. Core im „Figaro“ über Spielhagen, Hopfen und den Herausgeber von „Deutschland“ sagt, beweist nur, daß er mit französischen Augen sehen gelernt hat. Die Uebersetzung des Artikels in Tissots „Echo de la Semaine“ ist vollständig ehrlich. Im übrigen brauchen Sie nicht daran zu zweifeln, daß auch wir einen guten Frieden dem siegreichsten Kriege vorziehen.

Herrn L. in M. und N. in L. Sie gestehen uns beide Ihre Neigung für das Auflösen von Köpfsprungrätseln (was Sie „Gymnastik des Geistes“ nennen) und stellen uns zugleich „durchdachte“ Köpfsprungaufgaben zur Verfügung; wir müssen wirklich verzichten. Aber Sie können Ihre beiderseitigen Adressen durch uns privatim erfahren. Sie mögen einander dann täglich neue Köpfsprungaufgaben und deren glückliche Lösungen gegenseitig zuwenden und ähnliche „Gymnastik des Geistes“ treiben, ohne unsern Lesern Kopfschmerzen zu verursachen.

? in Gh. Sie haben recht; „Himmel“ und „Schimmel“ ist ein tadelloser, guter, ja erfreulicher Reim. Aber das an diesen guten Reim angeknüpfte Gedicht ist leider schlecht.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

## Carl Flemmings Vaterländische Jugendschriften.

Band 1 bis 13. Preis pro Band in rot Kaliko gebunden 1 Mark.

1. Band. Kühn, Jr., Chlodwig. 3. Auflage.	8. Band. Würdig, L., Gustav Adolf in Deutschland.
2. " — Der Burggraf von Nürnberg. 3. Auflage.	9. " Schrader, F., Friedrich der Große. 2. Auflage.
3. " Köppen, F. v., Das alte Ordensland.	10. " — Ziemssen, L., Hans Sachs.
4/5. " — Blücher.	11. " — Sebastian Bach.
6. " Würdig, L., Die Brüder. 2. Auflage.	12. " Höcker, G., Meithardt von Gneisenau.
7. " — Dragoner und Kurfürst. 3. Auflage.	13. " — Theodor Körner.

Würdig, L., Mühlberg u. Sievershausen.  
— Graf York von Wartenburg.  
— König Friedrich Wilhelm I. 2. Aufl.  
— Hans Joachim v. Zieten.  
— Prinz Eugen.

Würdig, L., Markgraf Waldemar.  
— Freiherr von Stein.  
Kühn, Jr., Leuthen. 2. Auflage.  
— Schill. 3. Auflage.  
— Seydlitz. 3. Auflage.

Kühn, Jr., Scharnhorst. 3. Auflage.  
— Mettelbed. 3. Auflage.  
— Derflinger. 3. Auflage.  
— Deutsche Kreuz. 3. Auflage.  
— Barbarossa. 2. Auflage u. a. m.

Jeder Band ist schön illustriert und wird apart abgegeben.  
Carl Flemmings Vaterländische Jugendschriften (früher Spiegelbilder, Erzählungen aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes) sind vom pädagogischen Verein in Berlin sehr warm empfohlen.

### Für Mädchen.

## Töchter-Album.

Unterhaltungen  
im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der  
heranwachsenden weiblichen Jugend.

Unter Mitwirkung

von  
Marie Birtner, Wilhelm Hoppe, Seminarlehrer Hummel, Sophie v. Keller, Elisabeth  
Klee, Editha v. Kleist, W. Ladwig, Marie v. Lindeman, Marie Engel, Minna  
Fesel, Eduard Nübiger, Pauline Schanz, Emma Schöne, Agathe Schöne u. a.  
herausgegeben und

Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria gewidmet

von  
Thelma von Gumpert.

Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Professor Hugo Birtner, A. Birtner,  
W. Claudius, Prof. Alfred Diethe, B. Mühlig u. a.

35. Jahrgang 1889.

Jeder Band, hochlegant ausgestattet, enthält 36 Bogen Text, 24 Bilder in  
Farbendruck und viele in den Text gedruckte Holzschnitte.

Preis elegant kartoniert 6 Mk. 75 Pf., in schwarz Kaliko gebunden 7 Mk. 50 Pf., in rot  
Kaliko gebunden 7 Mk. 75 Pf., in rot Kaliko mit Goldschnitt 8 Mk. 70 Pf.

Die Post: . . . ein wahrhaft klassisches Werk. Eine Herde der Hausbibliothek  
jeder deutschen Familie."

Anzeiger für die neueste pädagog. Literatur: „Es ist wunderbar, wie dieses  
Unternehmen, das nun schon seit mehr denn einem Menschenalter beiebt, sich Jugend  
und Reife bewahrt hat. Es gehört in vielen Familien zum ehernen Besitze des Weisheits-  
tisches.“

Breslauer Zeitung: „Das Werk ist so fest eingewurzelt in der Gunst von Tausen-  
den von Familien, daß es einer besondern Ankündigung nicht bedarf.“

Berliner Vörsenzeitung: „Ein so ehrenwertes, ewig junges Buch für unsere Töchter  
lobt sich selbst.“

### Für unsere Kleinen.

## Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen

für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwicklung  
der Begriffe.

Im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben

von  
Thelma von Gumpert.

Mit 22 Bildern in Farbendruck und 23 Holzschnitten von Professor Hugo Birtner,  
W. Claudius, A. Diethe, E. Limmer, B. Mühlig, E. Seigt u. a.

34. Jahrgang 1889.

Preis elegant gebunden in englischer Leinwand mit reicher Goldprägung 6 Mark,  
kartoniert in elegantem Umschlag 5 Mk. 25 Pf.

Das „Herzblättchens Zeitvertreib“ ein Lieblingsbuch der deutschen Jugend im wahren  
Sinne des Wortes ist, beweisen die überaus zahlreichen Anerkennungsbriefe. Unter anderen  
auch der bekannten Herausgeberin aus der Kabinetskanzlei der Kaiserin Augusta  
Victoria ein Schreiben zu, in welchem es unter anderem heißt:

„Ihre Majestät die Kaiserin und Königin beauftragen mich,  
Ihnen zu sagen, daß „Herzblättchens Zeitvertreib“ das liebste  
Buch der prinziplichen Kinder sei.“

### Fürs Kindesherz.

Gedichte für Kinder von Albert Wasmute.

Mit 6 Bildern in Farbendruck

von jeder 3 Linzer.

Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

### Kindergeschichten

für aufmerksame kleine Zuhörer von 4-7 Jahren

von Frieda Amerlan.

Mit 8 Bildern in Farbendruck von B. Mühlig.

3. Aufl. Preis geb. 2 Mk. 25 Pf.

### Für kleine Mädchen

welche lesen gelernt haben.

Von Martin Claudius.

2 Bändchen. Jedes mit 4 Bildern in Farbendruck von Prof. H. Birtner.

Zweite Auflage.

Preis gebunden 3 Bändchen 1 Mk. 20 Pf.

Leipziger Tageblatt: Die Bändchen em-  
pfehlen sich durch ihren Inhalt aufs angelegentlichste dem kleinen Mädchenpublikum.“

### Für die reifere Jugend.

**Abenteuer** in den deutschen Kolonien Afrikas und der Südsee. Fahrten und Abenteuer, Land und  
Leute. Erzählt und geschildert von Gerhard Stein. Mit 4 Bildern in Farbendruck.  
Preis in elegantem Umschlag gebunden 3 Mark.

Staats-Anzeiger für Württemberg: „Eine wertvolle Bereicherung der Jugendlitteratur. Das Buch ist so recht geeignet, den  
Blick unserer Jugend zu erweitern, den nationalen Sinn in ihr zu pflegen, zugleich aber auch vor Abenteuerlust zu warnen.“

**Historische Erzählungen** von Ferdinand Pflüg. Mit 3 Bildern in Farbendruck von Julius  
Scholz und V. Venus. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

**Hinter Thor und Wall.** Geschichten für jung und alt von Heinrich Smidt. Mit 8 Bildern  
in Farbendruck von A. Diethe. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

**Zu Lande und zu Wasser.** Erzählungen aus dem Seemannsleben von Heinrich Smidt.  
Erstes bis drittes Bändchen. Zweite Auflage. Jedes Bänd-  
chen mit 3 Bildern in Farbendruck von C. Ebers. Preis 3 Bändchen gebunden 1 Mk. 50 Pf.

**Erzählungen** von Otto Glaubrecht und Carl Stöber. Zweite Auflage. Mit 3 Bildern in  
Farbendruck nach Zeichnungen von R. Geißler. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Thedens Führer durch die Jugendlitteratur: „Die Erzählungen sind kernig und richtig in jeder Beziehung.“

**Seltene Abenteuer unter Zwergen und Riesen.** Eine Erzählung von Ferdinand  
Schmidt nach Swift. Mit vier  
Bildern in Farbendruck von H. Stelzner. Zweite Auflage. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Ausführliche Kataloge über die gebiegenen und glänzend ausgestatteten Jugendschriften auf Verlangen gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie direkt von der Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Fritz Mauthner in Berlin W., Frobenstraße 33. — Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.